



Berlin, den 30. Juli 1898.

## Lippe.

Am neunzehnten November 1890 vermählte die Prinzessin Viktoria von Preußen, eine Schwester des Deutschen Kaisers, sich dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe. Vier Wochen vorher hatte der damals in Detmold regierende Herr, Fürst Woldemar zur Lippe, in einem geheimen Erlaß bestimmt, nach seinem Tode solle Prinz Adolf, der vierte Sohn des Fürsten zu Schaumburg, die Regentschaft des Fürstenthumes Lippe übernehmen, da Woldemars Bruder Karl Alexander durch unheilbare Geisteskrankheit an der Erfüllung der Regentspflicht dauernd verhindert sei, das Erbrecht der gräflichen Linien Lippe-Bierterfeld und Weisensfeld vom Oberhaupt des Fürstenhauses nicht anerkannt werde und „der Versuch, im Wege der Landesgesetzgebung für die Regelung der Regentschaft Fürsorge zu treffen, zu keinem Erfolge geführt habe.“ Ungefähr ein Jahr nach der Vermählung des Prinzen Adolf zu Schaumburg mit der Schwester des Kaisers veröffentlichte der strasburger Staatsrechtslehrer Professor Paul Laband, dem zu diesem Zweck die Akten des lippiischen Hausarchives zur Verfügung gestellt worden waren, eine Schrift, die für das Recht der Schaumburger auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe eintrat. Am zwanzigsten März 1895, morgens um halb sieben Uhr, starb Fürst Woldemar. Sein Tod wurde erst gegen elf Uhr bekannt gemacht, weil der Fürst seiner Frau, der als badische Prinzessin geborenen Fürstin Sophie, das Versprechen abgenommen hatte, dafür zu sorgen, daß im Augenblick seines Todes Prinz Adolf zu Schaumburg in Detmold anwesend sei, und, als der Fürst dann plötzlich starb, die Wittwe sich

verpflichtet glaubte, vor der Bekanntmachung des Todes den Prinzen Adolf zu benachrichtigen, dessen Aufenthalt nicht sofort zu ermitteln war. Noch in der Nacht traf der herbeigerufene Prinz in Detmold ein und am nächsten Morgen wurde der Erlaß aus dem Jahre 1890 veröffentlicht, der ihn zum Regenten ernannte. Gegen diesen Erlaß und eine daran geknüpfte Antrittserklärung des schaumburgischen Prinzen protestirten am zweiundzwanzigsten März die Mitglieder des lippischen Landtagsausschusses und ein paar Tage später die Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld und Ferdinand zur Lippe-Weisenfeld, als die nächsten Agnaten, im Namen der erbherrlichen Linien, für deren Thronanspruch gegen Laband inzwischen der berliner Staatsrechtslehrer Geheimrath Wilhelm Kahl eingetreten war. Kein Unbefangener konnte, wenn er Kahls Darstellung gelesen hatte, daran zweifeln, daß der Erlaß des Fürsten Woldemar ungesetzlich, Prinz Adolf also auch nicht berechtigt war, die auf solcher Grundlage ruhende Regentschaft anzutreten; schon dadurch, daß er dem Landtag ein Regentenschaftsgesetz vorlegte, hatte der Fürst ja selbst anerkannt, daß er nicht befugt war, allein die Entscheidung zu treffen, und das Scheitern der Vorlage im Landtag hatte ihm unzweideutig gezeigt, wie abgeneigt die Volksvertretung war, sich von seiner persönlichen Antipathie gegen die Biesterfelder stimmen zu lassen. Fürst Woldemar hatte die Grenzen seines Souveränitätsrechtes überschritten; aber er hatte gehofft, das leidenschaftlose lippische Volk werde dem einmal im Besitzrecht wohnenden Regenten keine Schwierigkeiten bereiten, und deshalb gewünscht, Prinz Adolf solle schon im Schloß weilen, wenn der Regentenschaftserlaß veröffentlicht werde.

Der Wunsch wurde erfüllt; die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Als der über Nacht aufgetauchte Regent den Landtag ins Schloß berief, verwahrten die meisten Mitglieder sich gegen die Annahme, sie könnten „die Regentschaft als zu Recht bestehend anerkennen“, und erklärten, sie seien der Einladung nur gefolgt, um „eine für die schwebenden Fragen vielleicht bedeutungsvolle Botschaft zu vernehmen.“ In der ersten Sitzung des Landtages nannte der Präsident, Herr von Vengerke, unter dem Beifall des Hauses die Regentschaft ungesetzlich, tadelte das jedem gesunden Rechtsgefühl widersprechende Verhalten des verantwortlichen Kabinettsministers und sprach sich entschieden für die biesterfelder Linie aus, von deren Thronfolgerecht, wie nach ihm auch der Abgeordnete von Stietencon bestätigte, das ganze Land überzeugt sei. Am fünfzehnten April 1895 rief Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld den Schuy des Bundesrathes zur Wahrung seiner Rechte an, die bis zum Jahre 1875 auch von den regierenden Fürsten zur Lippe niemals be-

stritten worden seien. Am dreiundzwanzigsten April beschloß der Landtag mit fünfzehn gegen sechs Stimmen ein Gesetz, dessen zweiter Paragraph bestimmte, die Regentschaft des schaumburgischen Prinzen habe aufzuhören, „sobald die Thronstreitigkeiten ihre Entscheidung gefunden haben“, und dessen Schlußsatz lautete: „Die fürstliche Staatsregierung erklärt sich bereit, einen Akt der Reichsgesetzgebung baldmöglichst zu beantragen, durch den das Reichsgericht als zuständiger Gerichtshof zur Erledigung der vorliegenden Thronstreitigkeiten eingesetzt wird.“ Elf Wochen später wurde der diesem Gesetz entsprechende Antrag beim Bundesrath gestellt, in den letzten Januartagen des Jahres 1896 aber abgelehnt, dagegen der Antrag Preußens angenommen, der Reichskanzler solle die streitenden Parteien zur Einsetzung eines Schiedsgerichtes veranlassen. Prinz Adolf war, als diese erste berliner Entscheidung bekannt wurde, fast schon ein Jahr Regent des Landes, in dem die Mehrheit des Volkes die Grundlage seiner Regentschaft als ungesetzlich ansah. Der biederfelder Graf veröffentlichte bald darauf gegen den Beschluß des für die preußischen Wünsche gestimmten Bundesrathes eine Erklärung, in der er sich in würdigem Ton gegen die Zumuthung verwahrte, sein Thronrecht erst beweisen oder erstreiten zu sollen, zugleich aber sagte, er sei „entschlossen, jedes Urtheil eines unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen deutschen Gerichtshofes, es falle, wie es wolle, als eine Entscheidung aus Gottes Hand hinzunehmen.“ Im lippschen Landtag protestirte die Mehrheit gegen die, wie ihr schien, aus dem Bundesrathsbeschlusse erkennbare Absicht, die Entscheidung zu verschleppen und so den ungesetzlichen Zustand zu verlängern; auch wurde angedeutet, man müsse befürchten, das fürstlich schaumburgische Haus werde aus seinem Reichthum und seinen Familienverbindungen Vortheile ziehen, die den Häuptern der ärmeren Grafenhäuser unerreichbar seien. Am vierzehnten Juli wurde der zwischen den Grafen Ernst zur Lippe-Biederfeld und Ferdinand zur Lippe-Weissenfeld als nächsten Agnaten geschlossene Schiedsvertrag bekannt, nach dem die Erbfolgefrage so schnell wie möglich durch den Spruch eines Gerichtes entschieden werden sollte; den Vorsitz in diesem Gerichtshof habe der König Albert von Sachsen übernommen, der sechs Reichsgerichtsräthe zur Mitwirkung berufen werde. Inzwischen hatte der Streit der Staatsrechtslehrer, der sich an die Frage der Ebenbürtigkeit der Grafenlinien knüpfte, in gesteigerter Heftigkeit fortgewährt; der Ansicht Kahls hatte auch Bierke zugestimmt und es konnte dem unbetheiligten Zuschauer nicht mehr zweifelhaft sein, daß Labands Stellung erschüttert war. Für das

Thronfolgerrecht des Biefterfelders hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei, schon um die für die Reichseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, den Schein vermeiden, als könne der Schwager des Kaisers mit besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden.

Das Schiedsgericht hatte sich am dreißigsten Oktober 1896 in Dresden zur ersten Sitzung vereint. Am zweiundzwanzigsten Juni 1897 verkündete es den Spruch: „Seine Erlaucht der Graf und Edle Herr Ernst zur Lippe-Biefterfeld ist nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regierungsnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen.“ Die lange unstrittene Ehe, die der Großvater des Grafen Ernst im Jahre 1803 mit dem Fräulein Modeste von Unruh geschlossen hatte, wurde vom Schiedsgericht als ebenbürtig anerkannt und ausgesprochen, die Biefterfelder Linie schließe, als nach der im Hause Lippe geltenden Primogeniturordnung zunächst erbberichtigt, die fürstlich schaumburgische Linie von der Thronfolge aus. Am zehnten Juli verließ Prinz Adolf das Land, in dem er zwei Jahre und drei Monate den dem legitimen Regenten zustehenden Platz eingenommen hatte. Sein mit ihm scheidender Minister, Herr von Dergen, las bei der letzten Gesamtaudienz den fürstlichen Beamten das folgende Telegramm des Kaisers an seinen Schwager vor: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!“ Aus diesem Telegramm glaubte man nicht nur in Lippe den Ausdruck einer Verstimmung über den Schiedsspruch zu hören; es schien absichtlich für den scheidenden und gegen den kommenden Regenten Partei zu ergreifen, der, als der allein legitime, auch als der allein würdige „Herr“ des Fürstenthumes zu betrachten war, und es mußte auffallen, daß der Kaiser dem Vertreter eines souverainen Bundesfürsten, wie einem von ihm abhängigen Beamten, seinen kaiserlichen Dank für die treue und hingebende Amtswaltung aussprach. Als der neue Regent ins Land einzog, begrüßte der Führer der lippischen Grundbesitzer, Herr Nehrmann, ihn mit einer Ansprache, die den Satz enthielt: „Wir Landwirthe waren immer und sind noch heute der Ueberzeugung: kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein als

Graf Ernst zur Lippe-Biestersfeld und seine hohe Gemahlin.“ Im Landtag kam es ein paar Tage später zu erregten Debatten. Der Präsident von Lengerte erklärte, das kleine Parlament dürfe stolz darauf sein, daß es dem ihm angefonnenen Rechtsbruch Jahre lang maßvollen, aber entschiedenen Widerstand geleistet habe, und meinte, als ein Abgeordneter den Ausdruck Rechtsbruch rügte, er könne das Wort nicht zurücknehmen, da es nur eine nicht wegzuleugnende Thatfache deutlich bezeichne. Andere Redner, die ihre Sympathie für die Persönlichkeit des Prinzen von Schaumburg bekauften, bedauerten doch, daß er sich zur Theilnahme an einer Ungefeßlichkeit hergegeben habe. Uebrigens hatte der Landtag sich schon in der ersten Sitzung mit einem neuen Thronfolgestreit zu beschäftigen. Graf Ernst zur Lippe-Biestersfeld ist mit der Gräfin Karoline von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach-Wohlen, eine bürgerliche Amerikanerin war. Trotzdem nun Fürst Leopold zur Lippe die Ehe des Grafen Ernst ausdrücklich genehmigt und damit als ebenbürtig anerkannt hatte, behauptete der Fürst zu Schaumburg, die Söhne des Regenten stammten aus einer unebenbürtigen Ehe, und protestirte gegen ihr Thronfolgerecht. Am achtundzwanzigsten Oktober wurde dem Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im dritten Paragraphen die Söhne des Regenten für thronfolgefähig erklärte und im zwölften Paragraphen bestimmte, erst nach dem Aussterben der als erbberechtigt anzusehenden Grafenslinien Biestersfeld und Weiffensfeld könne die Krone dem schaumburgischen Fürstenhause zufallen. Gegen diesen Gesetzentwurf erhob der Fürst zu Schaumburg am zwölften November einen neuen Protest. Acht Tage später beschloß der Landtag, den Fürsten aufzufordern, er möge, wenn sein Protest beachtet werden sollte, bis zum ersten Februar 1898 seine Ansprüche einem Schiedsgericht unterbreiten. Als die Frist abgelaufen und eine Klage nicht eingebracht war, beschloß der Landtag am sechzehnten März 1898, nach dem Tode des regirenden Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Damit war, wenigstens für die Lebenszeit des geisteskranken Fürsten Karl Alexander, die Kontinuität der lippischen Regierung auf gefeßlichem Wege und im Einverständnis aller Betheiligten gesichert. Dem Fürsten Georg zu Schaumburg blieb es natürlich unverwehrt, seine Ansprüche mit den im Civilrecht gebotenen Mitteln zu vertreten.

Da das durch ein schwärzlich wimmelndes Freiwilligencorps verstärkte offiziöse Gefinde, in leicht zu durchschauender Absicht, den Thatbestand durch allerlei Täuscherkünste zu verdunkeln sucht, war es nöthig, nüchtern und ruhig zunächst einmal die umständliche Vorgeschichte des trau-

rigen Handels zu erzählen, der die kühle Hochsommerstille im Deutschen Reich mit einer betrübenden Sensation unterbrochen hat. Dem Jahre lang von dem ihm rechtmäßig gebührenden Platz ferngehaltenen Regenten des Fürstenthumes Lippe ist das Leben auch nach dem Schiedsgerichtsspruch nicht leicht gemacht worden; und es scheint, daß die ihm bereiteten Schwierigkeiten zum größten Theil auf dem militärischen Gebiet sichtbar wurden, auf dem der Kaiser, als Bundesfeldherr, nach freiem Ermessen über das Kommandorecht verfügt. Als Graf Ernst in Detmold einzog, war die Garnison nicht in der Stadt, sondern auf ihrem Uebungsfeld und die anwesenden Lieutenants hatten es nicht für passend gefunden, in Paradeuniform zu erscheinen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit den Vertretern des Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Söhnen und Töchtern wurden, als das siebente Armee-corps einen neuen Kommandeur erhalten hatte, die Honneurs versagt. Das mußte in der kleinen, allerlei Klatschgeschichten zugänglichen Residenz um so mehr auffallen, als die Einwohner ja aus den Landtagsverhandlungen wußten, daß von der dem Kaiser verschwägerten Schaumburgischen Linie den Söhnen des Grafen Ernst die Berechtigung zur Thronfolge abgesprochen wird, und sie in der Weigerung, den Grafensöhnen militärische Ehren zu erweisen, ein Symptom dafür sehen zu müssen glaubten, daß die Ansicht des Hauses Schaumburg vom höchsten Vertreter des Reiches getheilt werde. Nicht so unbegreiflich, wie es dem ersten Blick scheint, ist es deshalb, daß der Regent sich an den Kaiser mit der Bitte gewandt hat, seinen Kindern das in diesem besonderen Fall nicht ganz unbeträchtliche Recht auf militärische Prinzenehren zu gewähren. Diesen beinahe im Ton eines demüthigen Vasallen vorgebrachten Wunsch soll der Kaiser in einem Telegramm abgelehnt haben, dessen Form mehr noch als der Inhalt Staunen erregen mußte. Die das Deutsche Reich verantwortlich regirenden Herren schweigen einstweilen zu allen Gerüchten; und der Wortlaut des kaiserlichen Telegrammes ist doch schon in zwei verschiedenen, unkontrollirbaren Fassungen veröffentlicht worden, die man beide, trotz allen Erfahrungen der letzten Jahre, für falsch halten möchte. Erweist auch nur die mildere sich als wahr, dann wird sehr ernsthaft die Frage zu prüfen sein, ob man auf die Dauerbarkeit unserer kaum der Kindheit erwachsenen Reichszustände noch Erfüllung verheißende Hoffnungen setzen darf.

## Kulturfortschritt?

**S**agt, da wir uns dem Ende des Jahrhunderts nähern, taucht eine alte Frage wieder auf: ob das verfloffene Säkulum den von Ahnen und Urahnen überlieferten Schatz der werthvollsten Güter gemehrt und gefördert, ob während der verfloffenen hundert Jahre die Menschheit einen Schritt weiter hinauf gethan hat. Eine einheitliche Beantwortung wird diese Frage nicht finden, denn die Menschheit hat es nicht so weit gebracht, einen allgemein anerkannten Maßstab für die Kultur zu finden. Dem Einen ist die hohe Kultur gleichbedeutend mit der für jeden Erdenbürger vorhandenen Möglichkeit, Sonntags sein Huhn im Topfe zu haben, ein Anderer erblickt sie in der allgemeinen Anerkennung der christlichen Religion, ein Dritter in der Vervollkommnung unserer Technik oder der Erweiterung unserer Kenntnisse über die Außenwelt. In dem selben Jahre des vorigen Jahrhunderts, in dem der soziale Mißklang in einem der civilisirtesten Länder anfing, unter den widerlichsten Formen einer blutigen Revolution in die Erscheinung zu treten, glaubte Schiller, das Recht zu dem Worte zu haben: „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige stehst Du an des Jahrhunderts Reige in edler, stolzer Männlichkeit.“

Jeder Mensch ist eben von anderen verschieden, hat seine eigenthümliche geistige Konstruktion und seine besonderen Ziele. Wie der Begriff „Thierreich“ eine nicht zu überblickende Fülle verschieden organisirter, verschieden empfindender Einzelwesen umfaßt, vom treuen und gelehrigen Hunde bis zur stumpf glockenden Kröte und weiter hinab, so bedeutet das Wort „Menschheit“ nichts als die Gesamtheit von Individuen, die, in ihren geistigen Trieben durchaus verschieden, durch die Verhältnisse gezwungen, eine Gemeinschaft gebildet haben. Wenn man von mancher Seite auf diese äußere Verbindung und die starke zoologische Ähnlichkeit der Einzelwesen sich stützt, um die geistige Gleichwerthigkeit Aller zu proklamiren, so ist dieses Streben sehr wohl erklärlich, aber durch die Thatfachen nicht gerechtfertigt. Ein Shakespeare und ein hamburger Börsenjobber, der Schöpfer einer Religion und ein Jockey haben geistig offenbar wenig mit einander gemein und es dürfte gewagt sein, zu behaupten, daß es ein selig machendes Glauben und Denken giebt, das dem Geist jedes dieser vier Typen der Menschheit in gleicher Weise angemessen wäre.

Wie im Weltall sich die Himmelskörper nach bestimmten Gesetzen bewegen und eine Kraft, die von Körper zu Körper geht, sie in ihren Bahnen hält und jeder Himmelskörper sich vom anderen unterscheidet und seine eigene Herrlichkeit besitzt: so ist die Menschheit die Gesamtheit unzähliger, mannichfach gearteter Wesen, deren äußeres Leben durch Gesetze und Verträge ge-

regelt ist. Von dieser Erkenntniß aus läßt sich ein dreifaches Ziel menschlichen Strebens aufstellen. Erstens: die äußeren Beziehungen des Individuums zum Individuum auszubilden, d. h. die Gesellschaft unter gleichmäßiger Abwägung von Pflichten und Rechten zu organisiren und das Räderwerk, welches das Leben des Tages regulirt, vollkommener zu gestalten. Zweitens: die Kenntniß der uns umgebenden Thatfachen zu fördern, die Gesetze, aus denen sie sich ergeben, die Folgen, die sie nach sich ziehen, zu ergründen. Das dritte Ziel ist: der Ausbau der individuellen Welt.

In jedem Menschen sind durch sein Milieu, seine Erziehung, seine Schicksale, sein Temperament und seine Anlagen die Bedingungen zu einer höchst persönlichen Gesamtanschauung der Dinge gegeben. Diese wird dann niemals ins Leben treten, wenn der Mensch unter dem Anpreisen, Drängen und Drohen seiner Erzieher eine Auffassung der Welt künstlich in sich aufnimmt, die vielleicht in schroffstem Widerspruch zu seiner geistigen Konstruktion steht. Aber auch dann, wenn er das Bewußtsein erlangt hat, daß er das herrliche Recht besitzt, die Dinge mit seinen Augen zu sehen, wird er nicht immer die Kraft haben, dem in ihm schlummernden Bilde Leben und feste Umrisse zu verleihen, das dämmernde und schattenhafte Empfinden zu einer in sich geschlossenen bewußten Weltanschauung auszuarbeiten. Nur das Genie ist hierzu im Stande. Es gleicht dem Diamanten, der das Licht der Sonne nicht trüg auf sich ruhen läßt, sondern das empfangene herrlicher und erfreulicher nach allen Seiten wieder ausstrahlt. Ein in harmonischen Formen kraftvoll arbeitender Geist wird hier durch die Begeisterung zu einem Schaffen getrieben, dessen Inhalt durch das Temperament und durch unzählige äußere Momente bestimmt wird. Es entsteht so ein originelles, fein gegliedertes, nach allen Richtungen hin bis an die letzte Grenze kraftvoll und bewußt durchgeführtes Kunstwerk. Selbst der kleinste und unbedeutendste Theil wird von dem einen Gedanken beherrscht, als von dem Ziele, auf das alle die tausend Dinge hinweisen, die das geistige Leben des Menschen beeinflussen. Je nach seinen Anlagen theilt nun das Genie dieses individuelle Bild alles Seienden als Schöpfer einer Religion, als Philosoph, als Maler, Dichter, Bildhauer oder Tonkünstler der Außenwelt mit. Ein solches, aus dem Zustande reicher produktiver Begeisterung geborenes Werk ruht wiederum in Allen, auf die es wirkt, einen gehobenen Seelenzustand hervor und erfüllt besonders die Seelen Derer, die eine ähnliche geistige Konstruktion besitzen, aber eine in sich vollendete Anschauung der Dinge selbständig nicht hervorbringen können, mit einem stark pulsirenden Leben. Da ferner ebenbürtige Geister, in denen die Voraussetzungen zu diesem Bilde der Welt nicht vorhanden sind, leidenschaftlicher an der Entwicklung ihrer Ideen arbeiten werden, entsteht ein geistiges Ringen und ein ewig sich erneuernder Strom geistigen Lebens.



Der Standpunkt, daß Religion und spekulative Philosophie zwar nicht berufen sind, das Licht der objektiven Wahrheit zu spenden, sondern, wie die Kunst, das wärmende Feuer der Schönheit, ist für die beiden Gebiete insofern von praktischer Bedeutung, als das verächtliche Lächeln der exakten Wissenschaften nicht mehr im Stande sein wird, ihre schönsten Blüthen welken zu lassen. Religion und Philosophie konkurriren dann nicht mehr mit der Naturwissenschaft; das Ziel Beider ist ein verschiedenes geworden: die exakte Wissenschaft fördert die Kenntnisse, Religion und Philosophie den Menschen selbst, indem sie ihm Inhalt geben, ihn freudiger, leidenschaftlicher und größer machen. Der verzweifelnde Ruf des großen Taine: „Man setze die Philosophie nicht mehr der Verachtung der Wissenschaft aus!“ wird von diesem neuen Standpunkt aus hinfällig. In einem Brief an Goethe spricht Schopenhauer davon, daß von der höheren Region der Dichtkunst aus die wissenschaftlichen Untersuchungen mit Recht geringfügig erscheinen. Dem muß man beistimmen, denn es ist bedeutender, aus sich heraus etwas in sich Geschlossenes zu schaffen, als etwas bereits Gegebenes aufzufinden. Nicht Recht hat aber Schopenhauer, wenn er in „Parerga und Paralipomena“ sagt: „Die Philosophie ist ein Ganzes, also eine Einheit, und ist auf Wahrheit, nicht auf Schönheit gerichtet.“ Wäre der Maßstab der Religion oder der Philosophie wirklich die Wahrheit, würde ein System werthlos, wenn es sich weit von ihr entfernte, so würde vielleicht auch Schopenhauers Name nicht mehr würdig sein, in den Annalen der Menschheitsgeschichte zu stehen. Wenn man nun behauptet, gerade die Ueberzeugung, ein System der Religion oder Philosophie enthalte das objektiv Wahre, sei das Begeisterung weckende Moment, und wenn dieser Glaube dahin sei, müsse auch das innige Band, das uns mit dem System verbindet, zerreißen, so verwechselt man Ursache und Wirkung. Die Harmonie, die uns an ein solches Werk fesselt, kann bis zu der Höhe wachsen, daß wir die Thatsachen, die es enthält, für wahr halten. Erlischt diese Harmonie unter irgend welchen Einwirkungen, so treten wir an die einzelnen Sätze kritisch heran und sagen uns, unter dem Vorwande, sie offenbarten nicht die Wahrheit, von einer Anschauung, mit der wir im Grunde längst zerfallen waren, los.

Eine dreifache Aufgabe hat, wie wir sahen, jede Kultur: die äußeren Institutionen des Lebens zu entwickeln, die Erkenntniß des objektiv Wahren zu fördern und durch die Pflege des Schönen den kräftigen Strom eines stark pulsirenden geistigen Lebens zu unterhalten. Diese Gebiete stehen in inniger Wechselbeziehung zu einander. Durch die Ausbildung seiner geistigen Welt wird der Mensch charaktervoller, freudiger und elastischer; er wird bei der Organisirung der äußeren Verhältnisse von höheren Gesichtspunkten ausgehen, wird sich von Grundsätzen und nicht allein vom Bedürfniß des Tages

leiten lassen. Sind die Bedingungen des Lebens günstig, so ist damit die Voraussetzung gegeben, von der die ruhige Entwicklung des individuellen geistigen Lebens und die ungestörte Arbeit der exakten Wissenschaften abhängen. Die Resultate dieser Arbeit wiederum tragen dazu bei, die Formen, unter denen das Leben sich abspielt, angenehmer zu gestalten und dem künstlerisch schaffenden Geist neues Material zu liefern.

Unternimmt man es nun, den Werth unserer Kultur an diesen drei Forderungen zu messen, so beweist zunächst die weitgehende Unzufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen, daß unsere Kultur nach dieser Seite hin ihre Aufgabe nicht erfüllt hat. Das Bewußtsein der Krankheit lebt gleichmäßig in Allen, verschieden ist nur der Weg, auf dem man eine Besserung herbeiführen zu können glaubt. Die Einen sind bestrebt, auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung die gesellschaftlichen Mißstände zu beseitigen, die Anderen wollen den gordischen Knoten mit einem Gewaltstreich durchhauen. Je länger man sich nun auf der einen Seite vergeblich quält, die erlösende Formel zu finden, desto mehr steigert sich auf der anderen Seite das Verlangen nach einem gewaltsamen Ende. Die Spannung wird von Tag zu Tag größer; und hat man den ersten Weg nicht bald gefunden, so wird das Beschreiten des zweiten unausbleiblich sein.

Wie steht es mit unserer Gesetzgebung? Zu einer Entwicklung der Rechtswissenschaft in großem Stil gehört vor Allem Charakter, gehört, daß man die Dinge aus der Höhe ansieht. Ihering konnte es unternehmen, den Geist des römischen Rechtes zu untersuchen. Das römische Recht mußte sich so entwickeln, wie es schließlich wurde; denn es ist die Saat, die aufging, als der eigenthümlich römische Wille den Begriff der Gerechtigkeit befruchtet hatte; es ging mit solcher Nothwendigkeit aus dem römischen Charakter hervor wie eine bestimmte Blume aus einem bestimmten Samenkorn. Heute giebt es weder ein charakteristisch deutsches Wollen noch ein lebendiges, fruchtbares Empfinden der Gerechtigkeit, also auch keinen Geist des modernen deutschen Rechtes. Was das juristische Denkvermögen des Deutschen als Recht komponirt hat, ist ein italienischer Salat aus fremden Speiseresten, der je nach den täglichen Bedürfnissen, d. h. unter dem Einfluß der Verwesbarkeit der ursprünglichen Bestandtheile, durch kleine Zuthaten wie Essig und Pfeffer einen saueren oder brennenden Beigeschmack erhält. Kein frischer, einheitlicher Geist weht durch die moderne Gesetzgebung; wir finden eine graue Nüchternheit, die, gleichsam rathend, mit einer jammervollen Unsicherheit von Gesetz zu Gesetz tastet und heute durch ungezählte „Wenn“ und „Aber“ verknäuelert, was sie gestern als Norm aufgestellt hat. Es ist eine grausame Täuschung, ein ungerechtfertigter Stolz, den in einem Bande mühsam zusammengelimiten, mit der Ueberschrift „Bürgerliches Gesetzbuch“ versehenen

Normenkomplex als nationales Werk zu bezeichnen. Die einzelnen Bestimmungen unserer Gesetze mögen oft nicht schlecht sein, aber sie zeugen nicht von einem Menschengeschlecht, dessen schaffendes Wollen auch den Begriff der Gerechtigkeit vergewaltigt und ihm eine Interpretation aufgedrungen hat, die seinen Charakter trägt. Das heutige Recht ist vielmehr eine Summe von Einzelheiten, die nicht eng verbunden in einem gemeinsamen tiefen Grunde wurzeln, sondern von denen jede für sich mit schwacher Wurzel aus dem sandigen Boden des täglichen Bedürfnisses kümmerlich ihre Nahrung saugt.

Die großen Mängel, welche die äußeren Institutionen des Lebens bieten, werden keineswegs dadurch aufgehoben, daß durch die praktisch verwandten bedeutenden Erfolge der Wissenschaft der Verkehr leichter gestaltet worden ist. Wohl haben wir das rasende Tempo geschaffen, in dem mit Hilfe von Dampf und Elektrizität ein ungeheures Arbeitspensum täglich bewältigt wird; wir haben tausend Bequemlichkeiten, die man früher nicht kannte; wir haben eine bedeutende Technik und Industrie, deren Ruhm durch zahllose Schornsteine gepredigt wird. Da diese Errungenschaften jedoch nicht allen Klassen gleichmäßig zu Gute kommen, von Manchen in Folge der sozialen Mißverhältnisse eher drückend als angenehm empfunden werden, können sie auch das unerfreuliche Bild, das unsere Kultur nach der besprochenen Richtung hin bietet, nicht günstig beeinflussen.

Unsere Zeit hat aber auch ihre starke Seite. Die exakte Wissenschaft hat große Erfolge aufzuweisen; alle Kräfte unserer Tage konzentriren sich hier. Die Medizin, die Naturwissenschaft, die Astronomie und Mathematik haben in anerkannter Weise auf dem schwer zu beschreitenden Wege, der zur Wahrheit führt, ein gutes Stück zurückgelegt. Aber es ist bezeichnend, daß wir unsere größten — und einzigen — Erfolge auf einem Gebiet zu verzeichnen haben, dessen Bearbeitung nicht Charaktere und ganze Männer, sondern Findigkeit und Geschicklichkeit zur Voraussetzung hat.

Wie steht es nun mit dem dritten Ziel der Kultur, mit der Ausbildung der Individualität, mit unserer geistigen Schönheit und Reinheit und unserer Schöpferkraft? Wer eine Cocotte sieht, die in eifriger Thätigkeit ihr vermitteltes Exterieur mit einem grell und bunt zusammengesetzten Arrangement von Kleidern, Schleifen und Blumen behängt, sich übertrieben jugendlich färbt, mit einem unentwirrbaren Chaos indiskreter Parfums begießt, um schließlich mit der Miene der Unwiderstehlichkeit die Straße zu betreten, Der hat das Bild unseres geistigen Lebens vor sich. Alt und müde sind wir, weil wir keine große Freude, keine Begeisterung haben, die zu einem blauen Himmel aufjubelt; wir sind Lohnarbeiter, die Tag für Tag ihr gleichmäßiges Quantum Arbeit unter dem Druck einer kalten, nebligen Atmosphäre schaffen. Nicht die Liebe treibt uns, sondern der Hunger. Wir sind so mager, so häßlich,

so verwachsen in jeder Beziehung, daß wir uns in unserer wahren Gestalt in der großen Menschheitsgeschichte nicht sehen lassen können. So raffen wir denn zusammen, was wir aus vergangenen Zeiten finden, beladen uns mit einem grotesk zusammengesetzten Apparat bunter Lappen und spielen die Rolle des Narren in der Geschichte der Menschheit. Wir haben keinen eigenen Charakter, keinen Stil, nicht einmal einen schlechten. Scheiternd wirkt dabei der Stolz auf unser geistiges Lumpenthum. Man höre, mit welchem Selbstgefühl man vom „dunklen“ Mittelalter, mit welchem Tiefinn von Atheismus, Schopenhauer und Kategorischem Imperativ spricht. Man betrachte diesen Mann, dessen literarisches und künstlerisches Interesse sich gemeinsam in einem Abonnement auf die „Jugend“ erschöpfen und der sich mit einem Gesicht in die elektrische Bahn setzt, als habe er die Gesetze der Elektrizität entdeckt. Alle Quellen eines geistigen Lebens sind beschmutzt oder verstopft. Zunächst die Religion. Hier ist vor Allen der unheilvolle Irrthum schuld, daß diese im Wettlauf mit den exakten Wissenschaften dem selben Ziele zustrebe. Entdeckt man, daß dieses oder jenes Wort mit der objektiven Wahrheit im Widerspruch steht, so wirft man die Religion fort wie ein altes Kleidungsstück. Dieses Schicksal hat auch das Werk des Jesus von Nazareth erfahren, der einst durch die machtvolle Entwicklung einer großen Idee eine Begeisterung geweckt hatte, die den Schöpfer zu Gottes Sohn erhob und im Taumel einer stürmischen Liebe mit rührenden Mythen verklärte. So ist aus der Taufe, wie Heine sagt, „das Entreebillet zur europäischen Kultur“ geworden. Einige matte und zerknirschte Seelen, verbunden durch eine Art von Sympathie, wie sie zum Tode Verurtheilte zusammenführen mag, glauben, auch innerlich Christen zu sein, wenn sie einige Wundergeschichten für wahr halten und unter der Knute „Ewige Vergeltung“, die der Priester über ihnen schwingt, eine Enthaltfamkeit in ihren Handlungen üben, die ihnen nicht sonderlich schwer fällt. Den einen großen Gedanken, den von der Größe und Schönheit des Menschen, den die Religion Jesu von Nazareth jubelnd entfaltet, hat in unseren Tagen Nietzsche in einer anderen Weise gepredigt. Der Funke, der in die tote Masse fiel, zündete nicht. Man bemerkte nicht, daß hier die Religion sich einen Tempel errichtet hatte, in den man leise, mit Schauern im Herzen, eintreten muß. Mit plumper Hand griff man zu und zerplückte diese herrliche Blüthe nach wissenschaftlichen Methoden. Ein Nordau, der sich einbildet, Aesthetik zu treiben, wenn er mit aufgekrempten Hundsbärmeln in der Wachtuchschürze auf Medizinisch schimpft, glaubte, Nietzsche vernichtet zu haben, wenn er hier eine anthropologische, dort eine biologische Behauptung widerlegte und das Ganze beschmutzte.

Von der Philosophie will ich hier nicht reden; für sie Interesse zu haben, ist heutzutage geradezu kompromittirend; man wird mit einem gewissen Argwohn angesehen, wenn man über sie spricht, und genießt das Mitleid,

dessen sich die Halbfliegen erfreuen. Wenden wir uns lieber der Literatur zu, der man auch heute noch das Beiwort „schön“ spendet, so werden wir auch hier eine gewisse Armseligkeit finden. Es ist zwar eine Reihe beachtenswerther Talente vorhanden, die geschickt und erfreulich wiedergeben, was die Welt ihnen sagt. Aber sie stehen vereinzelt da, sie leuchten durch das Grau unserer Tage, wie die bunte Mohlblume hier und da die ermüdende Eintönigkeit eines Roggenfeldes unterbricht. Sie vegetiren bescheiden und mühsam in der erstickenden Luft technischer und merkantiler Geistlosigkeit. In einer anderen Atmosphäre würden sie sich weiter entwickeln; ginge ein großer Strom geistigen Lebens durch sie hindurch, dann würden sie aufflammen wie Sonnen und neben dem Lichte auch Wärme spenden. Manche von ihnen bäumen sich auf gegen die Rolle, die ihnen die Zeit aufzwingt; sie wollen mehr sein als Lyriker, sie wollen Großes, Erhabenes, Inhaltreiches schaffen. Aber die Vorbedingungen fehlen ihnen und sie gehen in diesem Kampf zu Grunde. Das Streben, um jeden Preis originell, bedeutend zu sein, macht in ihrer Art tüchtige Dichter zu Charlatans. Große Gedanken und Gefühle sind immer einfach, und wer sie besitzt, äußert sie klar und verständlich; wer dunkel ist, will glauben machen, er habe Etwas zu sagen, ohne daß Dies der Fall ist. Andere suchen ihre Leere dadurch zu verdecken, daß sie die Dürftigkeit zu ihrem Grundsatz erheben und sagen, die Natur sei eine große Vorlage und Der sei der Bedeutendste, der sie am Genauesten kopire. Die so lügen, sind die geborenen Feinde des Genies; sie nennen sich Naturalisten und sind in Wirklichkeit nichts als Bettler, die keinem Menschen Etwas geben können, sondern darauf angewiesen sind, auf Kosten Anderer zu leben; ihr siegreiches Vordringen bedeutet die Bankrotterklärung jeder Art schaffenden Geistes.

Die selben Erscheinungen, die wir in der Literatur sehen, finden wir in der modernen Kunst wieder. Der Effekt soll die Größe ersetzen. Der dumpfe Geist, ein Feind der Freude, drückt Alles nieder, was unter anderen Umständen groß und weit wäre. Statt Einfachheit und Ruhe finden wir Thorheit und Müdigkeit, statt freudiger Erregung wird der Schreck als Wirkung erstrebt. Die moderne Kunst erregt entweder die Nerven, kitzelt die Sinne oder sucht durch Apathie und unerwartete Entzugung zu verblüffen. Die Werke der heutigen Kunst sind nicht der Ausfluß eines reichen Lebens, einer glücklichen Fruchtbarkeit; sie sind die unter Krämpfen erfolgenden Absonderungen eines in seiner Leerheit sich quälenden Geisteslebens. Man gehe durch unsere Kunstgalerien: welchen Mangel an Größe, Einfachheit und Ruhe wird man finden, welche Ueberfülle an überraschenden Tricks! Wir werden angegriffen wie von dem lärmenden Treiben eines Jahrmarktes. Wirft man einen Blick in die Zeit, die fast eben so viele Jahre vor Christus liegt, wie wir nach ihm leben, betrachtet man die theilweise sehr schönen, sehr ruhigen,

dabei individuellen Köpfe der ägyptischen Kunst, etwa den des Königs Soremhob und den seiner Mutter, so wird man finden, daß wir heute, nach etwa dreitausendvierhundert Jahren, zwar durch eine vollendetere Technik siegen, aber, was Vornehmheit anlangt, geschlagen werden. Wo bleibt da unser Stolz? Hätten wir nicht Grund, sehr bescheiden zu sein? Aber die Kritik bestärkt uns in unserer Annahme; sie ist anspruchlos geworden und urtheilt nicht mehr aus hohen Gesichtspunkten; da sie keinen Ausweg aus allem Wirrsal findet und von dem Korybantenlärm marktschreierischer Unfähigkeit betäubt ist, wittert sie hinter dem traurigsten Elaborat eine „Richtung“; und dieses Wort wirkt heute wie eine erlösende Zauberformel.

Wo die Erkenntniß von dem geringen Werth unserer Kultur heutzutage lebendig ist, pflegt man das Raffinement, das auf dem Gebiete des materiellen Lebens herrscht, die aufreibende Schnelligkeit, mit der sich die Bilder jagen, den Kampf jedes Einzelnen, um an der Oberfläche zu bleiben, für den Rückgang unseres geistigen Lebens verantwortlich zu machen. Man hat hierin nicht Unrecht, muß aber als weiteren Grund des Verfalles hinzufügen, daß man nicht mit dem nöthigen Ernst bestrebt war, ein Gegenmittel zu schaffen, das die höchsten Güter vor dem Ansturm der feindlichen Mächte schützte. Wir sahen gelassenen Herzens zu, wie unsere Seele vernichtet wurde, und gewöhnten uns daran, als Automaten weiter zu existiren.

Die Aufgabe des Staates ist es, durch die Erziehungs- und Lehranstalten eine Bildung zu schaffen, die das wesentliche Thatsächliche umfaßt, die vor Allem aber die großen Probleme der Menschheit und die Lösungen, die sie gefunden haben, als lebendige Keime eines produktiven Geisteslebens in die Jugend pflanzt. Die Schule vermag heute Beides nicht zu leisten; wenn sie die nothwendigen Kenntnisse und die Formen, in denen der wissenschaftliche Geist arbeitet, gründlich und sicher einprägen will, muß sie darauf verzichten, durch die Erziehung an den großen Schöpfungen der Menschheit die in dem Einzelnen ruhenden Keime voll zu entwickeln. Wenn ihr Das auch nicht möglich ist: Eins steht jedenfalls in ihrer Kraft, nämlich, die Sehnsucht nach diesem Ziele zu wecken, indem sie immer wieder betont, daß der erste werthbestimmende Faktor der Menschheit nicht die Wahrheit, sondern die Schönheit ist, daß wir mehr sein sollen als Spiegel, in denen sich die Linien der Welt wiederfinden. Um Das zu erreichen, müßten freilich erst Erzieher der Jugend vorhanden sein, die eingesehen haben, daß jede Blume ihre eigene Schönheit und ihren eigenen Duft besitzt, daß man ihr nichts nehmen darf, ohne das Ganze zu zerstören, daß die Lilie nicht so wunderbar wäre, wenn sie die Blätter der Rose hätte. Betrachten wir daraufhin diejenigen, denen heute die Bildung unserer Jugend anvertraut ist, so werden wir hier und da Männer finden, die ihre Arbeit in diesem Sinne auffassen;

im Großen und Ganzen wird man aber um die Fahne der „Schulmeisterei“ ein Geistesproletariat versammelt sehen, das nie dem Ernst seiner Aufgaben nachgedacht hat; hier schaaren sich heutzutage Alle zusammen, deren Kräfte für einen anderen Beruf nach irgend einer Seite nicht ausreichen. Es giebt Direktoren von Gymnasien, für deren Auffassung ihres Berufes und deren Verantwortlichkeitsgefühl es bezeichnend ist, daß sie Söhne, die geistig gänzlich zurückgeblieben sind, für gut genug halten, die Jugend zu erziehen, und sie veranlassen, diese schwerste und ernsteste Laufbahn zu beschreiten. So kommt es denn, daß auf unsern höheren Schulen die geistige Dürftigkeit geächtet wird. Hier wird gesät, was die Zeit erntet: der Stolz auf das Thatsächliche, das Mißtrauen und die Feindseligkeit gegenüber den selbständigen Schöpfungen des Genies. Junge Leute, die methodisch abgerichtet sind, die große Menschheitsgeschichte lediglich als eine Reihe von Thatsachen aufzufassen, die seinem Gedächtniß eingepflanzt zu haben, das höchste Ziel und der höchste Genuß ist, denen die Religion als der Inbegriff einiger Wundergeschichten, die man glauben, und das Kampfesfeld einer kleinlichen Dogmatik, die man kennen muß, erscheint, werden es selten weiter bringen als dahin, das Berufsfeld, das sich ihr Geschmaek oder ihr Nützlichkeitszinn gewählt hat, nach kleinen Rücksichten zu bearbeiten.

Ein Staat, der Großes leisten will, braucht aber mehr als „trübe, sumpfige Behälter“ von Kenntnissen: er braucht Männer, die mit allen Anschauungen einmal gerungen haben, denen das Licht der Renaissance und eines Kant einmal in die Seele geleuchtet hat, die das Christenthum, auch wenn sie seine Mythen nicht für wahr halten, als ein wunderbares Kunstwerk verehren, im Gegensatz zu Jenen, die es weder anerkennen noch von sich stoßen, sondern ihr Leben lang herumschleppen, wie der vorsichtige Hausvater auch bei klarem Himmel seinen Regenschirm trägt, — „für alle Fälle“. Im Selbsterhaltungstrieb des Staates ist die Forderung begründet, daß er aus der Jugend ganze, ihrer Individualität bewußte Männer heranzieht, in denen eine große Freude und eine reiche Produktivität ist. Einmal muß der Staat diese Arbeit übernehmen, wenn ihm sein eigenes Wohl am Herzen liegt. Auf der Schule nun kann er mit den stumpfen und rosthigen Werkzeugen, die er dort hat, das Werk nicht vollbringen und die Universität hat andere Aufgaben, deren Erfüllung leichter wird, wenn die genannte Arbeit bereits gethan ist. Wie aber wäre es mit einer großen internationalen Akademie, an der das in den verschiedenen Systemen der Religion und Philosophie, in der Malerei, Dichtkunst, Bildhauerei und Tonkunst zu Tage tretende großartige Bild menschlicher Schöpferkraft von den ersten Meistern eines jeden Landes entrollt würde? Nimmt man die Einflüsse einer bevorzugten Natur zu Hilfe und legt diese Heimath der höchsten

Güter etwa nach Südfrankreich oder nach Italien, so würde bald wieder eine Begeisterung entstehen, die den Strom des geistigen Lebens neu erweckte und in dem Einzelnen Kräfte hervorriefe, mit denen er wiederum die Gesamtheit bereichern könnte. Zugleich würde damit der Weg zu einem anderen Ziel beschritten sein, für dessen Erreichung bisher nur unnatürliche und praktisch unausführbare Mittel erfunden waren: verbunden durch das Band eines gemeinsamen Studiums, gleicher Ziele und unter der Wirkung einer großartigen Natur, würde die Jugend der verschiedenen Länder der civilisirten Welt eine Freundschaft schließen, die alle nationalen Gegensätze schwächen, die Achtung der Völker vor einander erhöhen und so einen natürlichen Weltfrieden anbahnen würde. . . Diese Anregung wissenschaftlich zu vertiefen und in allen ihren Konsequenzen eingehend zu erörtern, ist in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich. Einer späteren Arbeit sei es deshalb vorbehalten, den hier skizzenhaft gezeichneten Zielen feste Umrisse zu verleihen.

Pofen.

Wilhelm Uhde.



## Transatlantische Warnungssignale.

**W**ir warnen den Präsidenten Mac Kinley! Wir verweisen ihn auf die Verantwortung, die er auf sein Haupt ladet, wenn er ferner darauf besteht, in Washington die wirren Fäden dieser Kriegsführung in seiner Hand zu halten!"

So rauschten unsere liberalen Seher in die Saiten. Und der Präsident der Vereinigten Staaten, der gutes Deutsch nicht versteht, vielleicht gerade deshalb aber unsere Zeitungen gern liest, faltete am Kaffeetisch sorgenvoll die Vossische Zeitung zusammen. „Ja,“ sprach er seufzend, „die Leute haben Recht. Aber jetzt ist es leider zu spät. Man hätte es mir früher sagen sollen.“

Und abermals erhob sich der freisinnige Mannesmuth: „Was zögert Amerika? Warum keine Seeschlacht? Sollte blaße Furcht . . . ? Wir haben das Recht, eine Seeschlacht zu beanspruchen! Meint Ihr, wir hätten das Geld für unsere Berichterstatter gestohlen?“ Das war — so weit es die Berichterstatter betrifft — eine Hyperbel. Sie hatten gar keine; die Nachrichten aus London und Madrid stellten sich billiger.

Diesmal sagte Mac Kinley nichts mehr. Er hatte sich schon beholfen.



Ich stand damals in dem dreieckigen Rauchzimmer des Metropole-Hotels in London und beobachtete, wie auf dem endlosen Streifen des Telegraphenapparates die großen und die kleinen Weltereignisse sich „abwickelten“.

„Wir haben ein Schiff in Grund und Boden gehohet!“ schrien die Spanier. „Es hatte versucht, die Einfahrt von Santiago zu erzwingen. Mann und Maus ertrunken. Einen Lieutenant haben wir gerettet.“

Dann kamen Sportnachrichten von Ascott und Weizenpreise von Chicago. Nach einer Weile wurde aus Washington trocken gemeldet: „Die Nachricht aus Madrid stimmt. Das Schiff heißt Merrimac, der gerettete Lieutenant heißt Hobson. Es war übrigens ein Kaufahrer und Hobson hatte den Auftrag, ihn zu versenken.“

Noch immer jubelten die spanischen Castagnetten über den ersten großen Kriegserfolg. Aber bald erfuhr man, daß der Merrimac, wie ein Korken in die Flasche gestopft, genau an berechneter Stelle in den engen Hals des Hafens gewürgt war, um Cerveras Flotte zu konserviren, — nach dem Rezept Salomonis. Nach alter Sage hatte dieser große Zauberfürst nämlich die Gewohnheit, böse Geister in gläserne Flaschen zu bannen und diese, versehen mit seinem furchtbaren königlichen Insignel, ins Meer zu versenken.

„Der Admirante wird eine Hand voll Dynamit nehmen“, sagten die Spanier pazig, „und das alte Brod in die Luft sprengen. Passt auf, gleich gehts los.“ Und damit hatten sie das letzte Wort. Aber der Admirante that nichts Dergleichen. Jetzt sitzt er sogar schwermüthig auf einem der großen amerikanischen Ironclads als Gefangener und trägt einen alten weißen Seemannshut. Wenn er nicht schon irgendwo gelandet ist.

\* \* \*

Vielleicht wird die Historie als bedeutsamstes Geschehnis dieses Krieges verzeichnen, daß ein technischer tour de main zur Peripetie der Ereignisse emporwuchs; vielleicht wird Hobsons Name die Schafter, Sampson und Dewey überdauern. Bekanntlich entschied bei den homerischen Helden die stärkere Faust, bei den Römern die Schlachtordnung, bei den alten Preußen der Drill, bei den napoleonischen Heeren die Disposition und Oekonomie des Krieges. Wer verkennet heute den Werth der Tapferkeit, der Begeisterung, der Disziplin, der Strategie? Und doch erhebt sich hinter den kämpfenden Bataillonen die schweigsame Kolonne der Geschützgießer, Konstrukteure, Chemiker, Ingenieure und Finanzleute zu furchtbarer Bedeutung. Intellekt und Kapital, diese unedlen und selbstfüchtigen Mächte ohne Ahnen und Adel, überschatten nicht mehr das bürgerliche Leben allein. Schon dämmen ihre steinernen Pfeiler den Strom der Weltereignisse und an den stahlharten Fundamentquadern muß Kraft, Muth und Ritterlichkeit zerschellen. Unaufhaltsam voll-

zieht sich die Uebertragung des leidigen sozialen Problems vom Leben des Einzelnen auf die Gelebnisse der Nationen; Finanz und Technik entscheiden die Geschichte der Welt.

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich, daß ein starkes Riff der nordamerikanischen Küste, als der Schifffahrt hinderlich, gesprengt werden sollte. In seinem Hause saß der Präsident und hielt sein Töchterchen auf den Knien; das kleine Mädchen drückte auf einen goldenen Knopf, der elektrische Strom fuhr durch die Leitung, — und mit einer Detonation, die über Hunderte von Meilen vernommen ward, löste das Vorgebirge sich und rollte ins Meer. Heute sitzt auf dem selben Präsidentenstuhl ein Mann, der auch mit dem Druck seiner Hand die eisernen Flotten bewegt und die feindlichen Festen sprengt. Das System hat sich vervollkommenet, aber nicht geändert.

Ich mag nicht glauben, daß die Kriegführung vom karulischen Sessel aus die Zukunft beherrschen wird. Auch ist sie nicht neu, denn Lazare Nicolas Marguerite Carnot, der Organisator des Sieges, hat sie schon in den Tagen der Großen Revolution mit Erfolg gehandhabt. Genug, daß abermals ein Laud und seine Regierung sich stark, reich und klug genug fählt, diesen vornehmen und ungewöhnlichen Weg zu betreten.

Reichthum und Intelligenz, an sich mehr nützlich als liebenswürdig, heißen, von außen betrachtet, Proherei und Geschäftswuth. Oft und vielleicht mit Recht haben wir den Amerikanern diese Fehler vorgehalten. Sie antworteten brutal damit, daß sie uns als servil und neidisch schmähten. Gewiß sehr mit Unrecht; denn wenn wir auch niemals uns erdreisten würden, gegen noch so despotische Willkür einer von Gott eingesetzten Obrigkeit uns aufzulehnen, und wenn wir uns auch nicht gerade gern dazu verstehen, jedes Anwachsen der Persönlichkeit eines Nebenmenschen jubelnd zu begrüßen, so sind diese Eigenheiten keineswegs als Fehler gehässig zu deuten, sondern lediglich als Ausflüsse tiefer Gemüthsempfindung aufzufassen. Leider ist es aber unverkennbar, daß die Eigenarten der neuen und alten Welt sich schwer versöhnen, und so ist denn ein propziger und geldgieriger Yankee uns verhaßter als ein diebischer und gespreizter Hidalgo. Trotz allen Neutralitätsbestrebungen neigt deshalb die Sympathie der Mehrzahl aller Deutschen auf Spaniens Seite. Ob diese Sympathie im Wunsch eines spanischen Sieges gipfelt? Sollte nicht vielmehr eine anständige Niederlage und ein gesunder Bankrott . . . ? Gleichviel: der Bevorzugte ist der Spanier, der Romane, der Erbfeind, — gegenüber dem Angelfachsen, dem Ahtelsgermanen, dem Stammesvetter.

\* \* \*

Hat nicht, trotz allem technisch modernen Schein, dieser Kampf etwas Vorzeitliches? Der fortgesetzte Krieg zwischen Germanen und Romanen, der

bis in die jüngste Zeit die alte Welt erschütterte, war wohl berechtigt, ja nothwendig, so lange die romanischen Stämme, die Träger maßloster Ambitionen, der Weltherrschaft fähig schienen. Sie sind es nicht mehr. Verwelkt und kraftlos, verschwenden sie ihre Kräfte in fruchtlosen Regierungsevolutionen; und die Herrschaft Englands über alle fremden Welten ist unbestritten. Inzwischen erhebt sich im Osten ein junger Riese, dessen Fuß die Hälfte von Asien und Europa bedeckt und dem das unüberwindliche Palladium eines orthodoxen Glaubens Brust und Haupt beschirmt. Wir Alle wissen, daß der Kampf Rußlands gegen England um die Hegemonie der Welt das große Schauspiel unserer und der kommenden Zeit bedeutet, dem alle Ereignisse als Episoden und alle anderen Staaten als Nebenaktors und Statisten dienen müssen. Von hier aus betrachtet, erweist sich auch der jüngste germano-romanische Zweikampf als ein harmloses Zwischenspiel und Divertissement.

Uns aber weisen alle Zeichen nach Osten und Aufgang. Das Unglück — oder wer sonst? — hat es gewollt, daß seit jenem Morgen von Kronstadt, dem denkwürdigsten der letzten Jahrzehnte, der Weg zur Sonne uns gesperret ward. Der Bund mit den Häusern Habsburg und Savoyen verlor seit diesem Tage viel von seinen Reizen; doch blieb der Trost, mit dem englischen Vetter zu guter Weile ein neckisches Versteckenspiel zu treiben.

Sollte auch diese Freude zu Ende sein? Während wir chinesische Menschenbrüder dressiren, der Spanier Ritterlichkeit beweinen und im Gelobten Lande die Südfrüchte unserer Politik heranreifen zu sehen hoffen: vibriren nicht die transatlantischen Kabel von anglo-amerikanischen Freundschaftsgrüßen? Obwohl jeder dritte Mann, der auf Kuba von Kleinkalibrigen Geschossen zerissen oder vom Fieber zerfressen ward, deutschen Namen trug, kreuzt kein englischer Glückwunsch den Ocean ohne den giftigen Refrain und Hinweis auf Deutschlands übelwollende Mißgunst. Auf dem Broadway, den Jeder beim Lesen der Firmenschilder für eine deutsche Geschäftsstraße hält, in Hoboken, wo man kein englisches Wort vernimmt, in Fifth Avenue, wo die Paläste der Eisenbahnkönige mit deutschem Gelde gebaut sind, flattert der Union Jack mit dem Banner des Vereinigten Königreiches brüderlich verschlungen. Der alte Groll ist vergessen. Die gemeinsame Sprache singt ihr Zauberlied. Der stolze Britte höhnt nicht mehr den Slang und vergißt, was er einst an Malicen über die Schweinezüchter von Chicago aufgebracht hat. Ein neuer Zweibund bereitet sich vor, ein Zweibund zur See; von diesen beiden Partnern ist der eine uns so wenig gewogen wie der andere. Und wir? . . . . .

„Wir warnen den Präsidenten.“

Michael Walter.



## Ivar Bye.

**N**un seinem Sterbelager gelobte ich mir, seine Geschichte zu erzählen, sobald es sich einmal machen ließe. Ich wußte, daß es innerhalb des nächsten Menschenalters kaum möglich sein würde. Nun ist aber in Norwegen öffentlich vor Aller Augen Etwas geschehen, das mir entgegentritt und mich fragt: Ist die Zeit jetzt nicht da?

Der Name Ivar Bye wird den Meisten bekannt sein, die der Eröffnung des norwegischen Theaters in Christiania beiwohnten. Bis zu den fünfziger Jahren waren wir in künstlerischer Beziehung eine Provinz unter Dänemark; wir besaßen keine dramatische Literatur, keine Schauspieler und waren nach der Ansicht vieler gebildeten Norweger entschieden unfähig, das Eine oder das Andere zu erreichen, bis Ole Bull den guten Leuten zeigte, daß sogar ein großes Schauspielertalent in dem Volk stecke und daß die Dramen von selbst kamen. Nachdem die Bühne in Bergen von Ole Bull gegründet war, wurde das norwegische Theater in Christiania von einigen Patrioten ins Leben gerufen. An dem Eröffnungstag war aber Ivar Bye zugegen. Ein etwas dunkler, breitschulteriger Mann mit schmalen Hüften, mit einem Kopf, so schön geformt, und mit einem Gesichtsausdruck, so edel und gut, daß ihn Niemand vergaß. Die Stirn breit und hoch, das Haar fast schwarz, die Augenbrauen gewölbt, dazu eine schmale, feine Adlernase und gute, graue Augen, aus denen der Schelm leuchtete, sobald er sprach. Dann verzog sich auch gern der Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln und ließ eine Reihe vortrefflicher Zähne in breiter Rundung hervorschimmern. Diese grauen Augen und der Mund wirkten gut zusammen, machten unablässig Eroberungen bei Männern und Frauen, bei Alten und Jungen; doch in der Stille. Obwohl er seinen Kopf auf einem ziemlich langen Hals aufrecht trug, obwohl das hervortretende Kinn von Muth zeugte und sein mageres bräunliches Gesicht Energie verrieth, — stets erschien er zurückhaltend und beobachtend.

Sein Körper hatte zwei Fehler: er schien eher flach als voll gebaut und die Knie gingen ein Wenig auseinander. Die Meisten sahen Das nicht; sie hielten sich an seinen schönen Gang, dessen angenehmen Rhythmus sie empfanden. Nirgends sah man ihn je im Vordergrund; wo er aber bemerkt wurde, zog er die feineren Naturen an. Auch die anderen empfanden, daß hier ein Mann von Klasse vor ihnen stand. Und Das war er. Er entstammte einer vornehmen norwegischen Beamtenfamilie und hatte deren Kultur — eine der ältesten unseres Landes — ererbt. Er hieß nicht Bye. Sein Großvater hatte als höherer Beamter einen Kasßenbetrug verübt, und obwohl viele mildernde Umstände vorlagen, empfanden es die Kinder als solche Schande, daß sie ihren Namen wechselten. Der Vater Ivars war zum Offizier bestimmt worden; ich glaube, er besuchte auch die Kriegsschule; bei dem Sturz seines Vaters mußte er sich aber damit begnügen, Sergeant zu werden. Jeder moldenser Schulknabe aus meiner Zeit wird sich des Sergeanten Bye erinnern, der, wenn er in der Stadt weilte, stets betrunken war. Ein mittelgroßer, breiter Mann mit einer großen Adlernase und einer gewissen Würde in seinen Bewegungen. Selbst wenn er völlig betrunken

war, bewahrte er sie. Er geblieb nicht in der Umgebung, in die er hinabgesunken war, und so schuf sich seine romantische Natur einige sonnige Stunden, in denen er den großen Mann spielte. Jeder lobte seine Güte und Rechtschaffenheit.

Den Sohn zog es ebenfalls aus dem Bauernleben hinaus. Da draußen an der See waren die Verhältnisse damals eng und armfällig. Als Dikt träumte er davon, die Familie zu der ehemaligen Herrlichkeit (emporzuheben; diese hochfliegenden Träume erzählte er seiner kleinen Schwester; sonst keinem Menschen. Die beiden Geschwister hielten sich abseits von den Anderen. Klein Zwar besaß ein unglaubliches Talent, sie und sich selbst zu puken, „Etwas aus nichts oder einem ungeeigneten Stoff zu machen,“ wie das religiöse Lehrbuch aus meiner Zeit die Schöpfung definierte. Als Belohnung für dieses Talent ließ man ihm, als er älter wurde, den abgetrognen Uniformanzug seines Vaters wenden und zuschneiden, so daß er sich in blauem Tuchanzug und blauer Mütze in der Stadt zeigen konnte. Das war gewiß der größte Festtag seines Lebens. Er wurde auch sofort wegen seiner Schönheit bewundert. Den Verkehr mit anderen als den Knaben aus der höheren Schule verschmähte er. Er hat mir später erzählt, wie lange er vergebens darauf gebrannt hatte, an dem Spiel der großen vornehmen Knaben theilnehmen zu dürfen. Und es gelang, — dank besonders Einem, der die Anderen beherrschte. Die Anhänglichkeit und der Stolz des kleinen Knaben kannte keine Grenzen.

Dier verliebte er sich zum ersten Male. Nicht in ein Mädchen, sondern in ihn, der sich seiner annahm, einen fast erwachsenen Kameraden, schön, verwegene, gebieterisch, schon ziemlich erfahren, schon ziemlich verdorben. Das verstand aber Zwar nicht; er bewunderte nur sein flottes Wesen, sein Talent zum Befehlen, seine herablassende Gemogenheit und vielleicht besonders seine Schönheit, seine große, schlankte Gestalt, die ungewöhnlich weiße Haut zu dem schwarzen Haar. Sein rasches, gebieterisches Wesen und die Huldigungen der Frauen dürfen wir auch nicht vergessen. Das war dem Knaben etwas ganz Neues. Da war der Herrschertypus, das Ideal des Knaben.

Unter diesen Kameraden war Zwar der kleinste und der geschmeidigste, wenn es sich um Spitzbubenstreiche handelte, die Gefahr mit sich brachten, z. B. Kessel oder Beeren in den Gärten zu stehlen und fort zu sein, wenn der Besitzer oder Andere den Lärm hörten und heran kamen. Jedesmal, wenn sie einen Streich vollführt, etwa eine Schnur über die Landstraße gespannt hatten, so daß die Bauern, die betrunken aus der Stadt kamen, darüber fielen und ihre Pferde durchgingen, oder wenn sie das Tau an den Böten der Bauern abgeschnitten hatten, so daß sie hinaus in den Hafen trieben, — jedesmal, wenn sie Ähnliches vollführt hatten, ohne entdeckt zu werden, hielten sie es für „eine That“. Es war ihnen eine wahre Freude, zu erfahren, daß in der Stadt und im Kirchspiel darüber gesprochen wurde.

An einem Ende der Stadt lebte eine alte garstige Wittwe, die dort einen Baden und einen großen Garten besaß. Mit dieser garstigen Alten führten sie so zu sagen Krieg, d. h.: sie wußten, wem sie Verdruß machten, dagegen wußte die Wittwe nicht, gegen wen sie Wachen ausstellte, auf wen sie die Hunde heßte und wen sie an dunklen Herbstabenden ausschalt und bedrohte. Sie trieben den Spaß so weit, daß sie sich verlockt fühlten, noch mehr zu thun. Der Vorschlag

des Führers gewann allgemeine Zustimmung: sie sollten sich eines Abends in den Baden einschleichen, wenn er geschlossen war, und die Kleingeldschale (sie wußten, in welcher Schublade sie stand) fortnehmen. Das würde in der That ein „Hauptspäß“ sein. Ihre Wuth müsse sich dabei in „Bergabung“ umsetzen. Dem Jüngsten und Geschmeidigsten wurde befohlen, durch das Kellerfenster hineinzuschleichen, die Anderen hielten Wache. Nun aber geschah es, daß der Jüngste und Geschmeidigste entdeckt wurde; und da nahm die Sache eine Wendung, von der Keiner von den Spaßmachern sich eine Vorstellung gemacht hatte.

Ich entsinne mich der Einzelheiten nicht mehr. Das Ende war aber, daß der Knabe, der auf Befehl die Ausführung übernommen hatte, die Geldschale fort gab und keinen Vortheil davon hatte, — und doch war er der Einzige, der erlappt, angeklagt und verurtheilt wurde. Die Anderen waren „besserer Leute Kinder“, Einzelne unter ihnen waren eingesehnet, für sie wäre die Strafe sehr ernst geworden; denn die Gesetze jener Zeit waren streng. Nun drängten die anderen Knaben und ihre Eltern mit Bitten und Versprechungen in ihn; der Gefangenwärter gab freien Zutritt. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, ihn zu bitten, Alles auf sich zu nehmen; er hätte gern sein Leben für die Kameraden gegeben, besonders für ihn, den großen mit der weißen Haut und dem schwarzem Haar. Er freute sich, als nun endlich auch dieser Freund kam, ihm über das Haar strich und sagte: „Ich werde schon dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast.“

Gewiß that es weh, als Vater und Mutter kamen und „ihn gar nicht begreifen konnten“: er, der immer so gut und brav gewesen sei, er sollte nun Schande über sie bringen. Der Knabe weinte bitterlich mit ihnen, schwieg aber. Auch war es ein schwerer Tag, als er in seinen blauen Kleidern an Bord gehen mußte. Er sollte nach Drontheim ins Zuchthaus gebracht, um dort „eingesehnet“ zu werden. Man erlaubte ihm, am Reling zu stehen und sich die Stadt anzusehen. Er wollte nämlich nachsehen, ob Einige von Denen, für deren Schuld er die Reise machte, vielleicht in einem der Böte unten wären. Er durfte am Reling stehen, bis das Dampfschiff ging. Er sah aber Keinen von ihnen.

Im Zuchthaus wurde er vom ersten Tag an der Liebling Aller. Der schöne, gute Knabe that ihnen leid; sie wetteiferten mit einander, Etwas für ihn zu thun, damit er vorwärts kommen könnte, wenn er frei gelassen würde. Dort im Zuchthaus wurde er also eingesehnet. Dort las er, rechnete und schrieb er, und bevor er noch heraus kam, war ihm schon in aller Stille eine Stelle als Kaufbursche bei einer der besten Familien der Stadt gesichert worden. Hier geschah das Selbe wie dort: Alle nahmen sich seiner an. Seine Ausbildung wurde fortgesetzt und er bekam schöne Kleider, denn es machte ihnen Vergnügen, ihn gepuht zu sehen, weil er so schön war. Ja, er bekam sogar eine Guitarre geschenkt und lernte darauf spielen, denn er hatte Stimme und wollte sich selbst begleiten. Die guten Weiber, die Rosen auf seinen Weg streuten, waren natürlich meistens Damen; es war sogar eine Liebshast dabei. Und bald kamen mehrere hinzu.

Er erlebte in dieser Beziehung das Merkwürdigste, was mir zu Ohren gekommen ist. Ich glaube, daß ich der Einzige bin, dem er Etwas davon gesagt hat; auch mir fast nur in Andeutungen. Was darüber hinaus ging, bin ich nicht berechtigt, wieder zu erzählen. Ich glaube, daß diese Eigenschaft, schweigen zu können, weil sie aus rücksichtvoller Güte entsprang, die Frauen mehr an ihn

fesselte als seine Schönheit, mehr als andere Herzeigenschaften, die die Frauen einander geheimnißvoll anvertrauten. Ueber solche Dinge können die Frauen nämlich nicht schweigen.

Neußerlich war diese Zeit wohl seine glücklichste. Wenn ich aber später darüber nachdachte, so wollte es mir scheinen, als hätte er hier einen Stoß für sein Leben erlitten. Wir müssen uns nämlich vorstellen, daß seine Anabenträume, von denen er mir erzählte, Anlagen, die in ihm wohnten, und eine Thatkraft, die sich später nicht geltend machte, verklündeten. Ich gestehe aber, daß ich seine Familie nicht kenne, ich kann es darum nicht so genau wissen. Denn nicht alle Träume sind Verklündungen von Anlagen; sie können auch nur als Erinnerungen aus der Vergangenheit unserer Familie uns umschweben. Er war später, als er mir begegnete, ohne große Lebensfreudigkeit und von all den Liebesbeziehungen, in denen er lebte, beschäftigte keine seinen Sinn ganz. Seine Schwärmerci bestand damals darin, mit irgend einem von den ihm befreundeten Kapitänen fortzukommen, eine Reise nach Hamburg, nach Bremen, Kopenhagen oder Schweden machen zu dürfen oder andere Städte in Norwegen zu besuchen. Das erwähne ich ausdrücklich, weil es besonders charakteristisch für ihn ist. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, wohn er solle. Es war, als müsse ein Anderer kommen und die Entscheidung treffen. Er verließ Drontheim und kam nach Christiania, wo der schöne Mensch in einem Laden zu sehen war. Er hatte gleich eine neue Schaar von Freunden und Freundinnen; aber die alte Unentschlossenheit blieb.

Dann liest er eines Tages in der Zeitung, daß die Schwärmerci seiner Kindheitstage, der Mann mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar, in dem vornehmsten Hotel der Stadt wohne. Er erzählte mir später, daß er vor Erregung beste und sich krank melden mußte; er hatte seine Gedanken zum Arbeiten nicht zusammenhalten können. Alle diese Jahre hatte er oft, ohne es sich selbst zu gestehen, auf ihn gewartet. Das Beste, was er von den Lippen des Freundes mit der ihm eigenen Bestimmtheit gehört hatte, war ja: „Ich werde dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast.“ Eine Anweisung, ausgestellt von einem Mann, der die Ritterlichkeit selbst war. Bye hatte ihn in all den Jahren nicht belästigt; zu der Schulsumme hatten sich deshalb Zinsen angesammelt. Falls das Verlicht nicht log, war der Freund im Ausland nun auch reich geworden. Ins Ausland würde Bye nun auch kommen. Das ahnte er. Es galt nur noch, ihm zu sagen, daß er bereit sei. Es durfte aber nicht so geschehen, daß es Andere saßen oder hörten. Das könnte den nichts Ahnenden verlegen machen; darum erkundigte er sich im Hotel, wohin der Fremde abends zu gehen pflegte. Jeden Abend ging er nun selbst vor dem Hotel auf und ab, um ihn zu treffen, wenn er nach Haus käme. Er hatte aber nie Glück. Dann sagte er Muth und schrieb ihm. Er erzählte ihm, daß er in der Stadt sei und eine Unterredung wünsche, erlaubte sich, die Zeit vorzuschlagen, ferner den Ort für ihr Zusammentreffen, nämlich das Zimmer des Freundes im Hotel.

Zur bestimmten Zeit stellte er sich vor der bestimmten Thür ein. Er stand und horchte, bevor er anknöpfte. Drinnen war Licht, er hörte aber keinen Laut. Endlich knöpfte er an. Ein kräftiges „Derein!“ antwortete. Als Bye nicht sofort öffnen konnte, wurde es wiederholt, diesmal noch kräftiger und mit der Stimme der ruhigsten Zuversicht von der Welt. Zwar Bye stand vor einem

großen, stattlichen Mann in elegantem Gesellschaftanzug; er goß eben Parfüm auf sein Taschentuch. Sie sahen einander an und die erste Folge war, daß Keiner von Beiden grüßte. „Ich habe Ihren Brief erhalten; ich bebaure aber, daß die von Ihnen vorgeschlagene Zeit nicht günstig ist; ich bin eben im Begriff, auszugehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Bye blieb stehen.

„Ich sehe, daß es Ihnen gut geht. Was treiben Sie?“

„Ich bin im Geschäft.“

„So. Waren Sie lange hier?“

„Gut ein Jahr.“ Er wußte nicht mehr, was er sagte; das Zimmer tanzte vor seinen Augen.

„Ja, Sie müssen mich wirklich entschuldigen, ich höre jetzt den Schlitten vorfahren.“ Er wandte sich, um ein großes Seidentuch um den Hals zu binden, ehe er den Pelz anzog. Es klopfte an, ein Diener meldete, daß der Schlitten da sei, und half ihm dienstfertig den Pelz umlegen. Noch stand Joar Bye unbeweglich da, als der Herr mit einem höflichen Nebewohl an ihm vorübereilte, auf die Flur hinaus, die Treppen hinunter.

Bye war über dreißig Jahre, als er mit Das erzählte, und mehrere Jahre waren seit diesem Ereigniß vergangen. Er weinte aber wie ein betrogenes Weib.

Nach dieser Begegnung wurde er langsam ein Anderer. Die ersten äußeren Zeichen davon waren wohl — wie ich später verstand — die, daß er nicht mehr seine Lieder sang, ja, kaum ertrug, sie von einem Anderen gesungen zu hören; die Guitarte rührte er nicht mehr an. Das darf man nicht so verstehen, als ob das abwartende Dasein, das er bis jetzt geführt hatte, nun dem energischen Bestreben, sich eine Zukunft zu gründen, Platz machte. Dazu war er nicht mehr im Stande, wenn er überhaupt diese Fähigkeit je besessen hatte. Die Veränderung äußerte sich so, daß seine schwärmerische Seele ihre sentimentalen Erinnerungen fallen ließ und statt Dessen einige von den Menschen, unter denen er lebte, mit poetischem Zauber umgab. Das Beste in ihm suchte Trost und eine Zuflucht bei guten Menschen. Das war der Anfang; und die Geschichten seiner Freunde und seiner Freundinnen reihten sich nach und nach zu einer einzigen Kette an einander und all diese Schicksale bildeten zusammen sein Glück. Allmählich lebte er nämlich ausschließlich für Andere. Wie Andere nach geheiterten Hoffnungen und schmerzhaften Träumen in einem Kloster Zuflucht suchen, so er in guten Thaten.

Als das norwegische Theater in Christiania gegründet werden sollte, war dieser einst so sentimentale Sänger und Guitarenklimpper der Erste, der sich dazu meldete. Viele Molbenser waren entsetzt, als sie seinen Namen hörten. Wie durfte er es wagen, sich auf einer Bühne zu zeigen? Kurz nachher lernte ich ihn kennen und verstand sofort, wie natürlich es diesem Träumer sein mußte, das Schloß Madens zu suchen. Da wollte er sein, — nicht in Festkleidern in den Prachtgemächern, an den Fenstern oder auf den Balkonen, um sich huldigen zu lassen, sondern in den weindunklen Bogengängen, in den Kloten, in den Verstecken an den Kasladen draußen in dem großen Park wollte er der Vertraute und Helfer Aller sein, an ihren Geheimnissen theilnehmen, hinter ihnen mit kleinen Gefälligkeiten und gutem Rath stehen, Lob den Jüngsten und Trost den Unglücklichen spenden und Freude mit den Glücklichen empfinden. Selbst besaß er keinen Ehrgeiz; sein brontheimischer Dialekt, den man nicht verstanden hatte,



rechtzeitig zu mildern, und seine dilettantische Furcht vor dem Unnatürlichen hinderten ihn, aus sich heraus zu gehen. Fragen wir aber jeden Einzelnen, der von dem Schauspielerpersonal des ersten norwegischen Theaters noch lebt, so werden wir erfahren, was Bye Dem war, der ihm gut gefiel. Denn er war ein mählerischer Menschenkenner. Wir werden dann erfahren, was sie seinem Geschmack zu verdanken hatten, seiner Erfindungsgabe, wo es sich um ihr Wohl handelte, seiner taktvollen Aufrichtigkeit, seiner Treue, seiner Diskretion. Er war witzig und gemüthvoll, träumerisch und vertraulich und wußte ihre kleinen Fehler zu errathen und zu züchtigen und aus ihnen herauszulocken, was ihm gefiel.

Er war noch nicht lange da gewesen, als er anfang, zum ersten Mal in seinem Leben festen Grund unter seinen Füßen zu fühlen; es schwankte nicht mehr. Gerade damals bekam er aber von „einem Molbenser“ einen anonymen Brief, in dem gefragt wurde, wie er wohl wagen dürfe — — ?

Um diese Zeit kam ich dazu.

Als ich Schüler der höheren Schule Molde wurde, hatte man mir als Erstes erzählt, wie dieser gute, schöne Knabe von älteren „vornehmen“ Kameraden mißbraucht und schändlich verlassen worden war. Ueber diese Sache gab es damals wie später in Molde nur eine Meinung. Als nun böse Schlangenzungen zu flüstern anfangen, schien mir, wir Molbenser müßten die Ersten sein, sie in ihre Föhlen zurückzupeitschen. Ich bin immer für Organisation gewesen; es gelang mir schnell, die molbenser Studenten zu bewegen, eine Wache um ihn zu bilden, die der Verschwiegenheit und der Freundschaft. Zu weiterer Sicherheit nahmen wir ihn in die Studentenkolonie auf, die Einige von uns gebildet hatten. Er zog zu uns herein mit seiner langen Peise, seinem Hausgeräth und vor Allem mit seiner kleinen Beisbratpfanne, die Vielen von uns große Freude machte. Sein Stübchen oben wurde bald unser Lieblingsaufenthalt. Als Theaterregent konnte ich ihm auch dadurch eine Stütze sein, daß ich mich überall mit ihm zusammen zeigte. Ich machte ein französisches Lustspiel in einem Akt für ihn und einen anderen Bedürftigen zurecht; dieser Andere, der Hauptmann David Throne, hatte Walzer- und Operettenmelodien komponirt, die er gern angebracht haben wollte. Bye bekam darin eine Liebhaberrolle; ich wollte sehen, ob er endlich einmal mit Dem herausrücken würde, was er auf diesem Gebiet besaß. Er wagte sich aber nicht zu rühren und das Stück machte ein glänzendes Fiasko. Wir tranken unter lautem Gelächter auf seinen Tod.

Bald darauf kamen schwere Tage für das norwegische Theater. Wir Norweger haben nämlich die Gewohnheit, jeden nationalen Aufschwung dreimal an unserer Gleichgiltigkeit oder Uneinigkeit scheitern zu lassen; erst beim vierten Male kommt Leben hinein. Bye ging mit einer schlechten Truppe auf die Wanderschaft. Inzwischen war ich aber Direktor des Theaters in Bergen geworden und schickte ihm Reisegeld.

Ich entsinne mich, wie er den ersten Tag meine Garderobe musterte und sich daraus ein Paar Hosen mit Seidenstickerei an den Nähten auswählte; ich sehe ihn noch da sitzen und den Befehl mit einem Federmesser abtrennen. Er war ganz abgebrannt. Er hatte nämlich Alles verschenkt, was er besaß, an Leute, die noch bedürftiger waren als er. „Für mich würde schon Rath werden,“ sagte Bye, „ich wußte, daß ich Dich in der Hinterhand hatte.“ Ich bin wohl kaum

auf Etwas, das mir gesagt worden ist, so stolz gewesen. Das war auch das Einzige, was er von dieser Art für heilsam hielt, mir zum Besten zu geben.

Er nannte mich — wie alle Kameraden — „den Bären“) und behandelte mich wie ein Kind oder wie einen großen „Dummkopf“; er wurde in allen Stücken mein Vormund. So bekam ich mein eigenes Geld nicht in die Hand — was für mich von großem Vortheil war —, sondern durfte nur zuweilen ein Bißchen von ihm „borgen“. Er umgarnte mich mit den abscheulichsten Vorspiegelungen und stiftete Verschwörungen gegen mich unter meinen Freunden an. Obwohl es immer zu meinem eigenen Besten war, erhielt er zum Lohn immer Prügel, wenn ich dahinter kam. In der Regel wurde es aber, wie er es wollte. War dann Alles wieder geschlichtet, so hatte er mich unbarmherzig zum Besten und wir lachten mit einander.

Im Frühjahr gingen wir nach Drontheim hinauf, um den Drontheimern ein — ich darf sagen: gut einstudirtes — Repertoire vorzuführen. Die Drontheimer wollten uns zuerst das Theater nicht leihen; „es müsse reparirt werden,“ hieß es. Ich mußte vorausfahren, um es zu erobern, und dann kamen die Anderen nach. Wir waren eine lustige Gesellschaft von lauter jungen Menschen, der Direktor der Zweitjüngste von Allen. Das war eine Sommerreise, wie es kaum noch eine in Norwegen gegeben haben mag. Sie wäre würdig gewesen, einen eigenen Dichter zu finden; der starb ihr aber in Georg Krohn. Proben und Vorstellungen, Gesellschaften und Ausflüge, Tollheiten und Reden, — ich hielt zu jener Zeit immer Reden! Man wird sich eine Vorstellung davon machen können, wie wir die Drontheimer mitrissen, wenn ich erzähle, daß jeder Abend, wenn das Wetter schön war, damit schloß, daß der Rektor — stellen Sie sich vor: der Rektor der Stadt —, ohne sich festzuhalten, die Feuerleiter im Hofe des Regierungsgedäudes hinaufflieg, an der Dachrinne entlang und wieder zurückkletterte.

Ich wohnte im besten Hotel der Stadt. Zwar Bye wohnte natürlich bei mir. Er sagte nichts und ich sagte nichts, wir waren aber im Voraus darüber einig, daß so und nicht anders er Drontheim wiedersehen sollte. Am Tage nach unserer Ankunft gingen wir mit einander an dem langen, dunklen Haus vorbei, wo er damals Gefangener gewesen war. Ich vergesse nie, wie meine Seele bebte, meine, in der die seine lebte. Er sagte ungefähr: Sie haben ein neues Thor bekommen; oder: Das Thor ist gestrichen worden. Ich entsinne mich nicht mehr genau, wie die Worte lauteten. Ich sagte nichts; oder vielmehr: ich fing an, eifrig von ganz anderen Sachen zu reden.

In Drontheim gab es Wenige, die sein Geheimniß kannten, und diese Wenigen waren seine guten Freunde. Hier war er also sicher. Ich entsinne mich, wie er auf einem Stein draußen im Veerfösh\*\*) außerhalb der Stadt saß. Der liebe Gott weiß, wie er da hinaus gekommen war. Er saß zusammengekauert und stellte den Neck vor. Da wagte er, aus sich herauszugehen. Da zeigte er eine solche Wildheit und Ausgelassenheit, daß man fürchten konnte, er wolle sich hinabstürzen. Ich stand da und dachte: Jetzt ist Bye froh.

Später sagte ich zu ihm: Was hätte doch aus Dir werden können, Bye,

\*) Bär — Björn, von Björnson.

\*\*) Wasserfall.

wenn Du Dich getraut hättest, aus Dir herauszugehen. „Ja,“ antwortete er, „Etwas zwischen dem Aschpot\*) und dem Red. Aber dem Red, wie er weint.“ Kurz darauf: „Mir war aber schon von Anfang an der Weg gesperrt.“

Zwei Tage vorher hatte ich mich verlobt, darum lebt dieser Tag in meiner Erinnerung wie ein sonniger Tag und jedes Wort darin klar wie die Linien einer Landschaft. So lange diese Verlobung vorbereitet wurde, hatte er geschwiegen. Nicht mit dem leisesten Hauch seines Mundes wollte er auf meinen Entschluß einwirken. Und doch sagte er mir sofort, als es geschehen war: Das sei sein höchster Wunsch gewesen. Wir Drei verlebten herrliche Tage mit einander. Es blieb auch so, als ich mich verheirathete, obwohl er ausziehen mußte und sie herein; er kam dann immer zu uns.

Dieses Jahr war sicher das gefährlichste für meinen Charakter. Ich hatte eine unbändige Arbeitskraft; ich leitete das Theater und die oppositionelle Zeitung der Stadt, dadurch auch die großen Wahlen, die ersten auf vollständig nationaler Grundlage in Norwegen. Gleichzeitig nahm ich eifrig an dem Vereins- und Gesellschaftleben Theil, schrieb eine Erzählung und dichtete Lieder. Leicht wurde es Dem nicht, der mir in die Quere kam, wenn ich Etwas durchsetzen wollte; ich hatte ja auch immer Glück. . . . Daß ich einigermaßen ohne Schaden aus Allem herauskam, verdanke ich ihr und ihm, daneben noch meinen theuren Freunden Georg und Henrik Krohn, Dankert Roggen, Andreas Behrens, Penttisen, Dahl und Anderen.

Unter den warmherzigen, impulsiven Bewohnern Bergens waren aber Freunde für Joar Bye zu finden. Als Garderobier am Theater, wo er seinen guten Geschmack zur Geltung bringen konnte, kam er mit Leuten aus den verschiedensten Kreisen in Berührung und er machte, wie gewöhnlich, seine Auslese. Durch uns lernte er noch Andere kennen, — und so hatte er endlich Leute gefunden, die er mit Steuern belagen konnte, zum Vortheil seiner armen Freunde in allen Ecken des Landes. Er bekam mit der Zeit — und Das versagte nie! — vollständig Gewalt über Alle, die er lieb hatte, und er behielt sie, weil er genau wußte, wie jeder Einzelne behandelt werden wollte. Eine alte Verwandte meiner Frau hatte ihn so lieb, daß sie den Tag für verloren hielt, an dem sie ihn nicht gesehen hatte. Sie wollte ihm aber nicht das Kleid geben, das sie trug: „es sei wahrhaftig auch zu toll, um so was zu bitten.“ Bye hatte nämlich ein altes armes Fräulein, dem das Kleid genau paßte; es war so warm, ein prächtiges Winterkleid, und sie besaß mehrere, das alte Fräulein dagegen gar keins. Kaum war Bye fort, so dachte sie noch einmal Dem, was er gesagt hatte, nach. Vielleicht sollte man gerade so sein. Sie zog ihr Kleid aus und wickelte es ein. Bevor Bye von seinen vielen Besorgungen zurückkam, lag das Kleid in seinem Zimmer. Bei Anderen hatte er ein anderes Verfahren. Wenn sie ein altes, abgetragenes Kleidungsstück nicht hergeben wollten — liebenswürdige Menschen sind in der Beziehung unglaubliche Gewohnheitthiere —, so nahm er es einfach und ließ uns Andere fragen: „Aber, meine Liebe, tragen Sie nicht mehr das graue Kleid? Das stand Ihnen doch gerade so ausgezeichnet!“

Wie amüsirte er sich und uns mit seinen Erfindungen, um uns Geld für

\*) Norwegische Märchenfigur: der mißachtete Sohn, der die Prinzessin gewann.

seine alten Früuleins abzulocken! Er hatte ein wahres Genie, solche aufzufinden und sie mit seinem Plaudern und seinen diskreten Geschenken zu erfreuen.

Zwar Bye lehrte uns in der That, gut zu sein, und Viele, Viele außer uns.

Und als Beweis dafür, wie sicher er seinen Freunden vertraute, möchte ich eine kleine Episode erzählen, über die damals halb Bergen lachte. Wir waren in einer Gesellschaft bei einer Dame, die wegen ihrer vorzüglichen Kuchen bekannt war. „Ach“, sagte meine Frau, „wie schön doch besonders diese Kuchen schmecken.“ „Die bekommst Du mit nach Hause“, antwortete Bye. Alle Kuchen wurden aufgeessen, nur nicht die eine Sorte; sie war fast gar nicht angerührt. „Das begreife ich aber nicht“, sagte die Wirthin, als die Anderen fort waren, „ich glaube, diese Kuchen seien gerade die besten.“ „Ich begreife es wohl“, sagte Bye, „denn ich ging unter den Gästen umher und erzählte ihnen, daß die Kuchen dort mit faulen Eiern gebacken seien.“

Seinen ganzen Reichthum an Menschenkenntniß, Humor und Güte benutzte er aber für seinen Beruf als Rathgeber und Vertrauter. Er wurde dazu ausgewählt. Sein Instinkt ist in den Menschen feiner als der entwickelt, der Verständniß ahnt. Auf der anderen Seite beweist nichts so sehr moralische Macht wie die Fähigkeit, Einem durch das einfache, natürliche Wesen Geständnisse abzugewinnen. Zwar besaß diese Fähigkeit. Seiner Art, Vertrauen entgegenzunehmen, ist in unserer Literatur ein Denkmal gesetzt in dem Gedicht: „Ich hab' einen Freund, er flüsterte nun . . .“ Ich habe es fern von ihm geschrieben und nicht, weil er es bekommen sollte; sein Name ist nicht genannt und er las es nie; ich schrieb es unter dem Eindruck einer für mich schweren Zeit.

Als meine Frau und ich mit unserem kleinen Knaben vier Jahre nach meinem Abschied vom Theater und ihm vom Ausland zurückkamen, sehnten wir uns herzlich nach Bergen und ich besonders nach Zvar. Das Theater hatte sich aufgelöst. Selbstverständlich. Bye hatte aber Vertrauen gewonnen, er war zurückgeblieben als Aufseher über Haus und Inventar und die kleinen Einnahmen, die er dadurch hatte, genügten ihm. Wir hatten uns darauf gestreut, ihm unseren Knaben zu zeigen, — und nun erfuhren wir, daß Bye gefährlich krank sei. Dennoch mischte sich Freude in die schmerzliche Erregung des Wiedersehens, denn er war noch auf und hob unseren kleinen Jungen zu sich empor; wir wollten viel zusammen sein, sagte er.

Darin täuschten wir uns aber, er sowohl als wir. Am Tage darauf mußte er ins Bett, um nicht mehr aufzustehen. Es war, als hätten die Kräfte gereicht, bis wir nach Hause kamen; nun ging es rasch abwärts.

Daß es bald vorbei sein würde, wurde mir erst ein paar Tage darauf klar. Ich kam zu ihm hinauf; „kam“ ist eigentlich nicht das Wort, denn ich war wüthend und stürmte die Treppen hinauf. Ich war einer Sache auf die Spur gekommen, die mich empörte, und vergaß — wie junge gesunde Leute allzu oft thun —, wie Kranken und Schwachen zu Muth ist. Nach alter Gewohnheit wollte ich mich zuerst bei ihm austoben. Das that ich. Dann bekam ich plötzlich einen hilflosen Blick und die Worte: „Ach nein, . . . ich begreife nicht, was Du da sagst!“ Wie war ich erschreckt, beschämt, unglücklich, — und wie mehrte sich mein Schmerz, als er ein paar Tage darauf starb! So nah war er dem Tode gewesen und wir ahnten es nicht.

Leider ist es mir öfter passiert, daß ich in meinem unbändigen Eifer Denen wohl gethan habe, denen ich am Wenigsten Schmerz bereiten wollte, und diese Ereignisse haben mich später heimgesucht: jedes für sich und alle vereint haben mich gewarnt und gebemüthigt. Keins aber öfter als dies. Denn war es nicht vielleicht eine letzte Wiederholung eines rücksichtslosen Mißbrauches, — und obendrein am Ausgang des Lebens seiner anhänglichen Natur?

Als sollten Eingang und Ausgang mit einander verknüpft werden —: als die Wirthin seine Augen geschlossen hatte und wieder in ihre Räume herunterkam, stand ein Fremder da; er fragte nach Joar Bye. Sie erzählte ihm weinend, daß sie ihm eben die Augen zugebrückt habe. Das ergriff den Fremden so sehr, daß er sich setzen mußte. Er begann zu fragen und der Wirthin war es eine Erquickung, gerade jetzt aus der reichen Fülle ihres Herzens Joar loben und zuletzt seinen geduldigen, schönen Tod schildern zu dürfen. Alles machte einen starken Eindruck auf den Fremden und er blieb lange sitzen. Er wollte aber seinen Namen nicht nennen, als er sich zum Gehen erhob. Er machte den Eindruck eines Beamten, sagte sie. Sollte es vielleicht einer der Kameraden aus Wolde gewesen sein, den späte Neue gerade in diesem Augenblick hertrieb? Der Führer selbst war es nicht; er war schon lange tot.

Ich stand am Grabe Joars Bye und sagte mir, daß ich dies Alles einmal niederschreiben wolle. Für das juridisch veranlagte norwegische Volk. Ich stand am Grabe und blickte über das Gefolge hin. Es war in der That ein großes Begräbniß; ich kannte nicht den zwanzigsten Theil der Anwesenden. Es waren Theaterleute, Handwerker, Kaufleute, Seeleute, Beamte, arme Geschöpfe, reiche Leute, sehr alte, sehr junge. Und am Grabe erwarteten uns die Frauen. Da waren Mütter, die ihre Kinder mitgebracht hatten, und die Mütter und die Kinder weinten um die Wette. Alte Fräuleins weit von Sandviken her, arme Frauen, junge Mädchen, Alle mit Blumen und Thränen.

Ich kenne unter ihnen manche Menschen, die ihre Thränen wiederfinden werden, wenn sie diese Zeilen lesen.

Wenn ich an meine verstorbenen Lieben denke, bin ich nicht im Stande, sie mir als Leichnam, als abgenagte Skelette vorzustellen. Ich beschwöre sie vor mein Auge mit der Röthe des Lebens auf ihren Wangen, die Augen auf mich gerichtet. Bye kann ich mir so vorstellen, wie er jetzt aussehen mag. Ja, ich sehe ihn meist so: mit seiner Reihe prächtiger Zähne in breiter Rundung unter dem Nasenbein und mit den Höhlen unter dem schönen Hirnschädel. Ich kann so getrost die kalkgrauen Knie sehen, ein Wenig hinaufgezogen, und die langen, knöchigen Finger gegen einander gefaltet. Ich glaube nicht, daß die Magerkeit seines Gesichtes an dieser Phantasie schuld ist, auch nicht der Umstand, daß ich ihn sah, wie er draußen im Beerfok, vom Wasserfall umstäubt, zusammengekauert saß und mehr aus Höhlen denn aus Augen herausglokte, während seine Zähne glänzten. Nein: ich glaube, daß ich ihn so sehen kann, weil sein Verständniß für Menschen und Verhältnisse so tief, so liebevoll war, daß es für ihn nichts Ausstößiges mehr gab, weder in den Formen des Lebens noch in denen des Todes.

Und Das hat sich so in meiner Erinnerung zum Sinnbild gestaltet.

Wjörnsterne Wjörnson.



## Selbstanzeigen.

**Der letzte Tag eines Verurtheilten.** Von Victor Hugo. Berlin, Steinig.

Hugos berühmtes Pamphlet gegen die Todesstrafe, das ich deutschen Lesern in einer sorgfältigen Uebersetzung vorlege, wird, wie manches andere werthvolle Buch, bei uns zwar respektvoll genannt, aber wenig gelesen. Herr Dr. Arthur Berthold hat die Güte gehabt, meiner Uebersetzung ein Vorwort zu geben, das die wichtigsten Daten aus der Zeit des Kampfes gegen die Todesstrafe kurz zusammenfaßt und so, wie mir scheint, die beste Einführung in den Gedankengang des großen französischen Dyrikers bietet. Bertholds Darstellung möge hier folgen:

„Der Kampf um die Todesstrafe hat sich überlebt. Die turnierfähigen Ritter sind abgezogen, die Kränze sind vertheilt und zwischen den alten Schranken streiten kaum noch Nachzügler, die mit den zerplittert zurückgelassenen Lanzenstücken auf einander schlagen. Man datirt den Anbeginn des großen Prinzipienkampfes gewöhnlich von Beccarias Buch über Verbrechen und Strafe (1764); aber auch schon früher, im Mittelalter und zur Zeit der Reformation, haben sich, hauptsächlich aus sektirerischen Lagern, Stimmen gegen die Todesstrafe erhoben. Das Christenthum der apostolischen Zeit hatte sie verworfen, eben so die ersten Kirchenschristen. Tertullian erklärt, daß es eher erlaubt sei, sich töden zu lassen als zu töden; und: Wer ist mir Bürge, daß immer die Schuldigen zur Todesstrafe verurtheilt werden, daß nicht auch die Unschuld Solches treffen sollte? Cyprian: Die irdenen Gefäße zu zerbrechen, sei nur dem Herrn eingeräumt; und Lactantius: daß es Unrecht sei, einen Menschen zu töden, quom Deus sanctum animal esse voluit, da Gott wollte, daß er ein heiliges Geschöpf sei. Hier haben wir bereits das Dogma von der Unverletzlichkeit des Lebens, das dem Liberalismus unseres Jahrhunderts so geläufig werden sollte. Das Christenthum als Staatsreligion paßte sich aber sofort den weltlichen Einrichtungen an. Beccaria gründete seinen Widerspruch auf die Lehre vom Staatsgrundvertrage, der eine Verfügung über das Leben des Einzelnen nicht enthalten könne. Rousseau, der hierüber anders dachte — um vor Würdern geschützt zu sein, willige ich ein, zu sterben, falls ich selbst zum Mörder werde —, kommt doch zu dem Schluß, daß nur Der am Leben gestraft werden dürfe, der ohne Gefahr für die allgemeine Sicherheit nicht gefangen gehalten werden kann. Beccarias Buch, das allen Mißbräuchen des damaligen Kriminalrechtes mit jugendlicher Wärme und edlem Freimuth entgegentrat, erregte ungeheures Aufsehen. Voltaire nannte es das Gesetzbuch der Menschlichkeit und verfaßte einen Kommentar dazu. Er ward nicht müde, Beccaria beizupflichten, und verwies mit ihm auf die zwanzigjährige Regierung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, unter der keine Hinrichtung stattgefunden hatte. Ein Jahr, ehe er starb, sagte er in der Gazette de Verne: Man sehe zu, ob es Sinn hat, daß die Richter, um Abscheu vor dem Morde einzuschüßen, selbst Mörder werden und Menschen unter pompöser Zurüstung ums Leben bringen; nur in dem einen Fall will er die Todesstrafe zulassen — ganz wie Rousseau —: wenn kein anderes Mittel der gesellschaftlichen Nothwehr genügt. Das ist dann eben so, wie wenn man einen tollen Hund totschlägt. In Deutschland fand Beccaria nur getheilte Anerkennung. Die Uebersetzung von 1778 zeigt zwar dem Herausgeber, einen Leip-

ziger Professor und nicht unverdienten Juristen, als begeisterten Verehrer, der Vieles von seinen eigenen Ideen bei dem Italiener wiederzufinden vermeint, ‚durch der Redekunst Fackeln erleuchtet und in Worte umgeschaffen, die nur Engel reden können‘. Aber Deutschland kam damals für ein allgemeines Interesse am Strafrecht wenig in Betracht. Voltaires Stimme in Sachen der Calas und Sirven tönte durch ganz Europa und die Hinrichtung des Chevalier de la Barre wegen Gotteslästerung (1761) wird noch heute als einer der schändlichsten Justizgräuels des ancien régime genannt. Schubart, der spätere Gefangene des Hohensperg, berichtet einen dem Fall de la Barre ganz ähnlichen Fall: ‚Ein katholischer Jurist, von Söflingen bei Ulm gebürtig, kam öfters in die Stadt. Der junge Mensch beging nun die Unvorsichtigkeit, einige voltairische Maximen in einem katholischen Wirthshaus auszulaudern. Er ward angefaßt, im Kloster Wiblingen ins scheußlichste Gefängniß gelegt und, wie sein Urtheil lautete, aus Gnade und Barmherzigkeit als ein Lasterer Gottes und der Heiligen enthauptet, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut.‘ Aber wer bekümmerte sich in Deutschland darum? Selbst jener für Beccaria so eingenommene Herausgeber giebt zu, ‚das Bedenklichste in dem ganzen Werk sei, daß er die Todesstrafe gänzlich abgerathen habe, und eine ganze Heerde von Schriftstellern habe ihn darüber angeknurrert.‘ Neunzehn Jahre später erklärt Kant: ‚Wer gemordet hat, muß sterben‘; Beccarias Standpunkt sei ‚theilnehmende Empfinderei einer offectirten Humanität, Sophisterei und Rechtsverdrehung‘. Im Jahre 1791 berieth die Konstituante den Entwurf des ersten französischen Strafgesetzbuchs. Der Ausschußbericht war gegen die Todesstrafe, das Plenum war uneinig, für Abschaffung sprachen unter Anderem Pétion und Robespierre. Schließlich entschied die Mehrheit für Beibehaltung und die Legislation beschloß demnächst die Einführung der Köpfmaschine Guillotins, die am 25. April 1792 zum ersten Mal funktionirte. Zumerhin setzte der Code Pénal von 1791 die Zahl der todeswürdigen Verbrechen von 115 auf 52 herab. Der Konvent hatte sich noch sechsmal mit Anträgen auf gänzliche Beseitigung zu beschäftigen, zuletzt am 26. Oktober 1795; er beschloß: am Tage der Verkündung des allgemeinen Friedens solle die Todesstrafe abgeschafft sein. Der allgemeine Friede trat nicht ein und der Beschluß blieb wirkungslos. Erst die Julirevolution von 1830 führte wieder zu einer Debatte, die jedoch mit Ablehnung der beantragten Abschaffung erdete. Zumerhin beschränkte zwei Jahre später ein Gesetz die Zahl der Fälle auf 22 und gestattete den Gekerkerten Zubilligung milderer Umstände, wodurch in vielen Fällen die Todesstrafe beseitigt wurde. An diesem Erfolge hatte wesentlichen Antheil Victor Hugo, der mit seinen berühmten Manifesten gegen die Todesstrafe, dem ‚Letzten Tag eines Verurtheilten‘ und ‚Claude Gueux‘, in den Jahren 1829 und 1832 den Kampfplatz betrat. Allerdings als Dichter; wenigstens schreibt *rev. Goussier* in *Leveillé*, *Beccaria*, *Ungleichheit*, in *seiner* Briefe, 1834, über den wirklichen Claude Gueux, Victor Hugo gehe unglaublich ungenirt mit der Wahrheit und seinen Lesern um, die dokumentarischen Thatfachen seien gerade entgegengesetzt. Nach dem Aufstandsversuch von 1839 verwandte sich Victor Hugo mit Erfolg für die Begnadigung des zum Tode verurtheilten Barbès, und als Louis Philippe ihn zum Pair von Frankreich machte, fügte er ausdrücklich hinzu, daß er beabsichtige, ihn für seine beharrlichen und edlen Anstrengungen um

die Abschaffung der Todesstrafe auszuzeichnen. Das Jahr 48 sieht ihn diese Anstrengungen in der Nationalversammlung erneuern — wenn auch ohne Erfolg, da 498 Stimmen gegen 216 entschieden — und am ersten Juni 1851 vertheidigt er seine Ansichten vor dem Schwurgericht der Seine in einem Prozeß, der gegen seinen Sohn Charles und den verantwortlichen Redakteur des *Événement* gerichtet war. Auch später noch geben ihm verschiedene Ereignisse Gelegenheit zu Auslassungen leidenschaftlichster Art. Als im Jahre 1859 der durch seine Agitation gegen die Negerflaverei bekannte John Brown nach dem Abenteuer von Harpers Ferry vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wird, richtet Victor Hugo an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Wandengesuch, dessen charakteristischer Schluß lautet: ‚Amerika möge es beherzigen: es giebt etwas noch Schrecklicheres als Cain, der Abel erschlug: Das ist Washington, der dem Spartakus erwürgt.‘ Wie Victor Hugo im ‚Letzten Tag eines Verurtheilten‘ durch die Schilderung der Seelenqualen des Verurtheilten bis zur Hinrichtung auf die Gemüther zu wirken unternahm, so unter dem Einfluß der französischen Bewegung der belgische Maler Wierix (1833) durch eins seiner — den hugoschen Stil in die Malerei hinübertragenden — Bilder, das die unaussprechlichen Qualen eines nach der Hinrichtung noch Minuten lang in dem abgetrennten Kopf fortbauernenden Bewußtseins auszudrücken versucht. Diese Fortdauer des Bewußtseins ist übrigens eine nach dem Stande der heutigen Gehirnphysiologie unendliche Voraussetzung. Unter dem zweiten Kaiserreich führten Petitionen in den Jahren 1854, 64 und 67 die wiederholte Aufnahme der Antroverse in den Gesetzgebungsinstanzen herbei. 1867 erklärte im Senat der Berichterstatter Bicomte de la Guéronnière, als er für die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafe eintrat: ‚Wenn der Feld, der Bürger, der Soldat sein Leben für die Vertheidigung des Rechtes, den Triumph einer Idee freiwillig opfert, ist es Fetischismus, das Leben des Verbrechers für unverlethlich zu erklären.‘ So würde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kein Redner in Frankreich gesprochen haben; die abolitionistische Strömung hatte offenbar an Stärke verloren. Unter dem Einfluß des Buches von Beccaria und der gleichartigen Bestrebungen des Oesterreichers von Sonnenfels überließ Maria Theresia in einem Handbillet vom Jahre 1776 ‚der Erwägung des höchsten Gerichtshofes, allmählich die Todesstrafe abzuschaffen, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle‘, und ihre Söhne, der Großherzog Leopold in Toskana, Joseph II. in Oesterreich, hoben 1786 und 1787 die Todesstrafe im ordentlichen Verfahren gesehlich auf. Hier wie dort erfolgte die Wiedereinführung nach einigen Jahren, zuerst für Hochverrath, dann auch für gemeine Verbrechen. Das österreichische Postkangleidekret von 1803 erkannte aber ausdrücklich an, daß die Zahl der todeswürdigen Verbrechen sich seit der Abschaffung der Todesstrafe nicht vermehrt habe. In Deutschland, wo der tiefe Sturz der Universalphilosophie von der Höhe des kantischen Kriticismus Kant gerade in seinen schwächsten Seiten fortwirken ließ, ballte sich aus den zahlreich auftauchenden Strafrechtstheorien ein dicker Rebel um die Frage der Todesstrafe zusammen, und was aus diesem philosophischen Rebel nach außen durchbrach, war dem Abolitionismus überwiegend ungünstig. Auch Deutschlands größter Kriminalist, Anselm von Feuerbach, der Verfasser des bayerischen Strafgesetzbuches von 1813, verlangte die Todesstrafe als der Größe der schwersten Verbrechen angemessen; ‚keine andere Furcht außer



der Furcht vor dem Tode sei die zu solchen Verbrechen aufgewachten Begierden zu überwinden fähig'. . . 'Man lege', meinte er, 'ewiges schreckliches Gefängniß auf die Waagschale, lasse zwischen ihm und dem Tode einem Verbrecher die Wahl. — und er wird jenes als Wohlthat und Begnadigung ergreifen.' Schopenhauer pflichtete in seinem Hauptwerk der feuerbach'schen Strafrechtstheorie des psychologischen Zwanges und der Ausrechterhaltung der Todesstrafe bei. Dagegen nahm Schleiermacher vom theologischen Standpunkt aus die Anschauungen des frühesten Christenthumes wieder auf: 'daß Menschenblut vergossen wird durch Menschen im Namen und in Folge ihrer Ordnungen: Das ist eine Macht der Sünde nicht nur in Demen, welche Handlungen begehen, auf denen dieser Fluch des Gesetzes ruht; sondern es ist auch eine Macht der Sünde in der menschlichen Gesetzgebung selbst, . . . es ist ein trauriges Zeichen davon, wie wenig noch der Mensch in sich selbst das Ebenbild Gottes erkennt; denn wie könnte er es sonst in einem Anderen zerstören?' Mit der das Jahr 1848 vorbereitenden politischen Bewegung wird die Abschaffung der Todesstrafe in Deutschland ein Theil des demokratisch-liberalen Schiboleths. Im Jahre 1833 wird der Antrag in der sächsischen, 1838 in der hannoverschen, 1840 in der badischen Kammer gestellt, zunächst aber abgelehnt. Eben so verwerfen ihn die vereinigten Ausschüsse des preussischen Landtages im Januar 1848, worauf Rinkel das deutsche Volk anspricht: 'Sprich Du, mein Volk, ein menschlicher Gericht!' Dagegen beschloffen am vierten August 1848 in der selben Nachmittagsstunde die preussische Nationalversammlung mit 294 gegen 37 und das frankfurter Parlament — dieses bei Berathung der 'Grundrechte des deutschen Volkes' mit 288 gegen 146 Stimmen die Abschaffung. Von 43 Geistlichen der verschiedenen Konfessionen stimmten in der preussischen Nationalversammlung 13 gegen, 30 für die Aufhebung der Todesstrafe auch beim Morde. In Preußen verhinderte die im November erfolgende Auflösung der Versammlung Definitives und das Strafgesetzbuch von 1851 behielt die Todesstrafe in 14 Fällen bei. Der frankfurter Beschluß trat in 16 Staaten, die die Grundrechte anerkannten, darunter Württemberg, Baden und Oldenburg, in Wirklichkeit, zum größten Theil jedoch nur vorübergehend, so daß, als der Norddeutsche Bund sein gemeinschaftliches Strafgesetzbuch im Jahre 1870 berieth, Oldenburg, Bremen, Anhalt und Sachsen, das die Todesstrafe 1868 abgeschafft hatte, sich in der Minderheit befanden. Der sich an das preussische Strafgesetzbuch anlehrende Entwurf behielt die Todesstrafe bei. Im Reichstage beantragten die Abgeordneten Fries und von Kirchmann die Beseitigung; für den Antrag trat Vosker mit einer Rede ein, die aber nur in die Behauptung ausklang, daß in die mit allem Komfort des Liberalismus auszustattende Gesellschaft einer so hoch gebildeten Nation das veraltete Möbel der Todesstrafe nicht mehr hineinpasse, und dem Bundeskanzler gelang es weniger durch die Kraft sachlicher Gründe als durch die Perspektive, das Gesetzgebungswerk scheitern zu lassen, von der zweiten bis zur dritten Lesung die Opposition von 118 Mitgliedern gegen 81 in eine gefügige Majorität von 127 gegen 119 Stimmen umzuwandeln. So ist es in Deutschland bei der Todesstrafe auf Nord und ferner auf Nordoestlich gegen Bundesfürsten verblieben. Der vierte Deutsche Juristentag hatte am achtundzwanzigsten August 1863 allerdings mit Mehrheit seine Ueberzeugung dahin ausgedrückt, daß die Todesstrafe in ein künftiges deutsches Strafgesetzbuch nicht

mehr aufgenommen werde', und in der reichhaltigen deutschen, speziell der juristischen Literatur überwiegt von 1848 bis 1870 die Gegnerschaft stark. Heute fordert von den politischen Parteien in Deutschland programmatisch nur die Sozialdemokratie die Abschaffung der Todesstrafe. Das öffentliche Interesse für den Abolitionismus ist gering und gegen ihn wirkt als ein neues Element aus den Kreisen der Naturforschung eine Richtung, die, dem Darwinismus entstammend, rückichtslose Ausjätung der Verbrecher zu Gunsten des gesellschaftlichen Selektionprozesses befürwortet. Im Gebiet der wissenschaftlichen Kriminalistik beginnt aber bereits, weit hinausgehend über die Kontroverse um die Todesstrafe, der Streit um das gesamte Strafrecht in seiner bisherigen Begrifflichkeit und Uebung zu entbrennen. Im Auslande ist die Todesstrafe abgeschafft: in Portugal seit 1867, in Holland seit 1870, in den meisten Kantonen der Schweiz seit 1874, in Italien seit 1890, in Rumänien und in einer Anzahl nordamerikanischer Staaten.\* Ich hoffe, daß die Lecture dieses Vorwortes dazu beitragen wird, Hugos leidenschaftlicher Schrift auch unter dem jüngeren Geschlecht Deutschlands Leser zu gewinnen.

Paul Einfemann.



**Die Emanzipation der Kunst.** Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das Moderne. Leipzig, D. Wigand.

In meiner jüngsten Schrift versuche ich, das Tafeltuch zwischen dem Wie und dem Was in der Kunst radikal zu zerschneiden, als es bisher meines Wissens irgendwo geschehen ist. Die beiden ersten Briefe dienen dem durch eine kurze geschichtliche Uebersicht, die von Kant bis auf die Gegenwart reicht, gelieferten Nachweis, daß es bisher noch nie gelungen ist, Das, was eigentlich das Was, d. h. der Inhalt der Kunst ist oder sein soll, so bestimmt festzustellen, daß Uebereinstimmung in dieser Beziehung gewonnen worden ist. Wir haben nichts erreicht als eine Reihe von Lehrgebäuden oder Theorien, die einander fast alle, namentlich im Kardinalpunkt, der Bestimmung des Schönen, widersprechen. Dadurch werden wir auf das Wie zurückgeworfen. Der Künstler ist nur als Bildner zu betrachten und als solcher zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln. Als das Was gilt mir der Impuls des Künstlers, sein geistiges Leitmotiv, als die künstlerisch-bildnerische Thätigkeit seine Belebung dieses Geistigen, zu der eben so die Erfindung wie die Ausführung — im engeren Sinn — in Worten, Tönen, Farben u. s. w. dieses Er- oder Befundenen gehört. Die Meisterschaft des Künstlers hängt von der Meisterschaft dieser Belebung ab. Die so oft gehörten Klagen über Zügellosigkeit der Kunst verstummen auf diesem Standpunkt; denn die Zügellosigkeit fällt in den Bereich des Was, hat also mit dem Wie, das den Künstler allein angeht, nichts zu thun. Eine Nachschrift geht speziell auf das Kunstgefühl der Gegenwart im sogenannten Moderne ein. Man sagt der Schrift, hoffentlich nicht mit Unrecht, nach, daß sie durch die von ihr gezogenen Folgerungen den Leser über die behandelten Gegenstände gut orientire.

Dresden-Blauen.

Dr. Julius Duboc.



## Stillstand oder Niedergang?

Wie Vieles heute an den deutschen Börsen unverkäuflich ist, kann der schlichte Leser des Kurszettels gar nicht übersehen. Vor Allem ist in großen Posten nichts verkäuflich; weder Staatspapiere, noch Pfandbriefe, noch Prioritäten, noch Aktien irgend welcher Art; am Wenigsten aber die industriellen Obligationen, denen der erfahrene Kapitalist immer die Aktien vorzog. Driest es in einem Tagesbericht, daß z. B. deutsche Fonds befestigt seien, so kommen bei solcher Gelegenheit dennoch mehr Angebote zum Vorschein, als es Kauflustige gab. Das ist nicht wunderbar, da man täglich sehen kann, wie Jemand, der 400 Mark übrig hat, sich sofort für 20 Pfund Mexikaner kauft. Eine Statistik der in jüngster Zeit so erworbenen internationalen Renten wäre recht lehrreich, — für unsere Staatsbehörden, die sich in den dreiprozentigen Typus verliebt haben, für unsere Städte, die höchst demokratisch zu sein glauben, wenn sie die Bedingungen für ihre Anleihen recht in die Höhe schrauben, und für die Konsortien, die an der Uebernahme manches inländischen Staats- oder Kommunalpapierses hübsche Summen verlieren. Der frankfurter Rothschild, der kürzlich verschiedene Millionen zu zahlen hatte und dem in solchen Fällen bei seinem Range, da er weder Diskonten weggeben noch auf drei Monate trassiren kann, nur der Verkauf von Konsols übrig bleibt, hat Das vergebens versucht: die Konsols waren nicht in einem Zuge anzubringen. Die Bremer Verwaltung war sehr klug, da sie ihre neue  $3\frac{1}{2}$  prozentige Anleihe zu  $97\frac{1}{2}$  an die Seehandlung gab; als diese hierauf die Subskription zu  $98\frac{3}{4}$  unternahm, wurde das Papier fünfunddreißigmal überzeichnet. Es kann unseren Städten ja auch gar nicht auf  $\frac{1}{2}$  Prozent mehr ankommen, um so weniger, als doch meist die eigenen Bürger die Käufer sind. Und doch immer wieder die heuchlerische Phrase vom Groschen des Steuerzahlers! Eine wohlhabende Stadt wie Mainz hatte neulich fünfzehn Firmen zu Angeboten auf eine  $3\frac{1}{2}$  prozentige Anleihe eingeladen; nur zwei Offerten liefen ein, — eigentlich nur eine einzige, denn die Darmstädter Bank konnte natürlich einer heftigen Transaktion nicht fern bleiben. Erwägt man nun, daß der Uebernahmekurs 97,40 ist, die Zeichnungen wohl also zu etwa 98,40 ausgeschrieben werden, daß es aber  $3\frac{1}{2}$  prozentige badische Staatsobligationen giebt, die unter  $99\frac{3}{4}$  notiren, so kann das Goldene Mainz recht zufrieden sein. Als im Jahr 1887 während der Wahlen und der Kriegsfurcht die Obligationen der selben Stadt an der Börse nicht mehr zu verkaufen waren, lautete in „maßgebenden Bankkreisen“ die Entschuldigung: „Was wollen Sie? Es ist ein Festungspapier, das natürlich kein Mensch kaufen mag!“

Ueber die Unanbringlichkeit von Pfandbriefen, selbst von solchen, auf die noch bis 1 Prozent vergütet wird, könnten unsere Provinzbankiers Einiges erzählen. Als die Reichsbank Pfandbriefe zu beleihen begann, ahnte sie wohl kaum, daß sie damit einen schon bedenklich gewordenen Zuwachs noch weiter steigern half. In den letzten Jahren waren ja einzelne mittlere Bodencreditsinstitute nur geschaffen worden, weil die betreffenden Bankfirmen sich eine neue, Dauer verheißende Geldquelle sichern wollten. Ein solches Institut beleiht dann, was seine Aufsichtsräthe wünschen, und legt sich auch keine anderen Diskonten hin als die von dieser Seite präsentirten und die indossirten Dreimonatswechsel. Kommen nun solche Pfandbriefe etwa an die Reichsbank zur Lombardirung, so geschieht

Das natürlich nicht direkt; welches Geschäft ist heutzutage aber um Umwege aller Art verlegen? Die Reichsbank hat durch ihr erweitertes Beleihungsprogramm diesen Pfandbriefbanken außerordentlich genützt; dennoch sind diese Banken vorläufig an einer Grenze angelangt. Ohne Pfandbriefe aber auch keine Hypotheken: Das ist ein Umstand, den man jetzt im Auge behalten sollte.

In Industrieaktien genügen heute noch kleinere Verkaufsposten als früher, um den Kurs procentweise zu drücken. Das Publikum fällt noch immer über jede industrielle Subskription her, bis dann nach dem ersten Kurs schnell die Neigung für die neue Aktie wieder entweicht. Solcher erste Kurs ist aber sehr schwer festzustellen, wie neulich in Berlin wieder die Speisefabrikation von Müller bewiesen haben. Da die Makler zögerten, mit einer überschwänglich hohen Notiz herauszukommen, ist es klar, daß dem Andrang nicht genug Material zur Verfügung gestellt war. Die Emissionshäuser hatten also wohl absichtlich ihre Stücke zurückbehalten und erst auf das Drängen der Kursmakler einen weiteren Posten zur Verfügung gestellt. Dann erst konnte man solider Weise die erste Notiz 32 Prozent über den Anmeldungskurs stellen. Wie viele jüngere — und sogar ältere — Aktien stehen heute aber schon beträchtlich unter ihrem Anfangskurs!

Ein geistreicher Professor der Volkswirtschaft hat neulich gesagt, der vorzeitige Schluß einer Subskription müsse unter Verzicht auf einen angeblich zu starken Andrang erlaubt sein; denn wenn nicht die Emissionsfirmen vorläufig einen Haupttheil der Aktien übernahmen und die Grenzen der allgemeinen Antheilnahme bestimmten, würden fast alle solche Zeichnungen mißlingen. Der Professor schlägt sich da mit seinen eigenen Gedanken. Wenn nämlich sonst die Zeichnungen mißlängen, also verbilligt werden müßten, so können eben die hohen Kurse nur künstlich gezüchtet werden, — und Das wäre doch wohl Ausbeutung. Auch handelt es sich dabei noch um eine Kleinigkeit: um die Wahrheit. Eine Subskription mit einem an das Publikum, nicht an die Uebernahmefirmen, adressirten Prospekt spricht ausdrücklich von dem öffentlichen Verkauf eines bestimmt normirten Kapitals durch das Konsortium an Ungeannt. Das Konsortium hat die Aktien eine Weile besessen, kennt die einschlägigen Daten ganz genau und giebt ganz sicher nicht Tausende aus, um den Prospekt noch einmal in den Zeitungen zu lesen. Wenn es also am Schluß, vor der Unterschrift, heißt: „Auf Grund des vorstehenden Prospektes sind vom M. . . Millionen Aktien der X.-Y.-Gesellschaft zum Handel an der hiesigen Börse zugelassen (und werden hierdurch zur Subskription gestellt). Sie werden von uns am . . . 1898 an hiesiger Börse eingeführt“, so bedeutet Einführen doch nicht: für sich behalten, sondern eben einführen, und zwar an dem Tage, der im Prospekt genannt ist. Auch der jetzt vorsichtig hinzugefügte Nachsatz, der von dem etwa früheren Schluß der Anmeldungen und von der Höhe der Zuteilung „nach unserem Ermessen“ spricht, ändert kein Jota an der Unrechtmäßigkeit eines künstlichen Schlußes der Subskription oder der Einführung. Und wenn sonst die Aktien gar nicht anzubringen wären — was übrigens bei minder hohen Preisen wohl zu bezweifeln ist —, so hat der Utilitätsstandpunkt noch immer nichts gegen die Irreführung des Publikums zu bedeuten, das bei der Meldung von einem Andrang doch nicht an einen Andrang der Emissionshäuser glaubt und nur zu theureren Käufen gereizt wird.

Heißen etwa auch unsere Akademiker, die doch der Profitgucht unzugänglich sein sollen, jedes Mittel gut, nur damit die deutsche Industrie wachse und

gedeihe? Das Tempo ist hier Alles; jede Ueberhastung bringt uns nur wieder eine hübsche Strecke zurück. Man könnte in dieser Beziehung an das Riesenunternehmen der Northern-Pacific-Bahn erinnern. Welche Kulturbegisterung wurde damals vom Herrn Willard mit dem sorgsamem deutschen Kapital inszeniert! Als die Finanzierung aber gescheitert war, gestanden selbst die beteiligten Bankleute: „Es ist eine segensreiche Bahn, aber deshalb brauchte sie doch nicht so rasch vollendet zu werden; ein langsamere Ausbau hätte dem heimischen Kapital nicht so schwere Wunden geschlagen.“ Genau so wird man einst über die hastige Aktien- und Obligationenmacherei innerhalb unserer Industrie urtheilen. Bleibt das Publikum weiter so zurückhaltend wie seit Wochen — und viele Anzeichen sprechen dafür —, so ist das Sinken des Kursniveaus schwerlich aufzuhalten. Oder ist jetzt ein weiser Direktor zu finden, der, selbst wenn seine Fabrik noch für zwei Jahre Beschäftigung hat, leugnen wird, daß die Aktien zu hoch stehen?

Die größeren Bergwerkspapiere bilden bekanntlich mehr spekulative Positionen. Von den Verbreitern guter oder schlechter Gerüchte darf man auf diesem Gebiet fast immer annehmen, daß sie gegen die Tendenz spielen, für die sie die Masse der Börsenbesucher zu stimmen suchen. So war von vorn herein nicht daran zu denken, daß die russische Regierung wegen ihrer Gänse sich gerade an unseren Hüttenwerken rächen werde. Der nächsterns Herr Witte rächt sich nie an Lieferanten, die er braucht. Vielleicht müssen — was ja gewiß prinziplich genug wäre — die offenbacher Porzellanfabrikanten herhalten, aber wohl kaum unsere großen Lieferanten von Eisenbahnmateriale und Schiffsrüstungen. Außerdem braucht der russische Finanzminister noch für lange unsere Anlagekapitalien und er hat über Zuweisungen an unsere Werke nichts Bindendes zugesagt. Obgleich nun das Mendelssohn-Konfession alle Obligationen fest übernommen hat, kann es doch die einzelnen Termine länger hinauschieben, sobald etwa die Stimmung bei uns gegen den russischen Markt gereizt werden sollte. Die allgemeine Preiserhöhung der Kohlen, nicht, wie bisher, nur der Koks- und Anthracit, falls die Meldungen nicht überhaupt lügen, nur das Jahr 1899/1900 betreffen, also eine Zeit, deren Ertrag dem laufenden Geschäftsjahr nicht mehr zu Gute käme.

Für Bankaktien suchte die Börse zwar Stimmung zu machen; aber die Ueberzeugung, daß das verfloffene Halbjahr vorzügliche Abschlüsse gebracht habe, vermochte noch nicht zu großen Umsätzen zu führen. Sicher werden aber auch unsere besseren Banken die Lage des Industriemarktes übersehen und sich still so viele Reserven wie möglich schaffen. Von einer Transaktion zwischen der Breslauer Diskontobank und Brest-Welpcke bezw. der Handelsgesellschaft hörte man allerlei Geheimnißvolles; zunächst wurde nur der Hauskauf in der Behrenstraße bekannt. Das Haus wurde relativ billig von Goldberger (Internationale Bank) gekauft, so daß Brest & Welpcke, wie dieses Geschäft noch immer unrichtig heißt, jetzt einen schönen Nutzen haben mag. Sollte, wie man vermuthete, die Breslauer Diskontobank mit jenem Hause auch das Geschäft übernommen haben, so hätte die Handelsgesellschaft 20 Millionen neues Geld bekommen, — freilich in Breslauer Diskonto-Aktien, die aber von einem Konfession Fürstenberg wohl unterzubringen wären. Falls die Handelsgesellschaft ein solches Geschäft macht, hat sie sicher selbst den Hauptnutzen davon; manchmal kommt es allerdings auch vor, daß bei großen Geschäften mit der Handelsgesellschaft beide Theile gewinnen.

## Notizbuch.

**B**erthold von Bloch, der Erste Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, ist, bevor er die Mitte des fünfsten Lebensjahrzehntes erreicht hatte, gestorben. Er war ein liebenswürdiger Mann von heiterem, bequemem Temperament und untadelig ehrenhafter Gesinnung, ein Mann, der leichte Zerstreuung liebte, bei der Arbeit aber, an der sein Herz hing, unermüdblich war. Kein starker, das Mittelmaß überragender Geist, keine in strenger logischer Zucht gebildete Intelligenz, die wirtschaftliche Zusammenhänge zu verstehen und einen ökonomischen Prozeß in seinem Werden und seinen Zukunftsmöglichkeiten zu überblicken vermag, aber ein muthiger, in der Erfüllung der übernommenen Pflicht nie erlahmender Mann und ein mit sicherem Blick und dem besonderen Sinn für den Masseninstinkt begabter Agitator, dessen volksthümliche Rede immer den Weg zu den Herzen seiner Berufsgenossen fand. Er begnügte sich nicht, wie andere eble Herren und Grafen, damit, großend auf seinem Gut zu sitzen, willige Zeitungschreiber gegen die Regierung zu hegen, Ministern, die er heimlich mit allen verfügbaren Waffen bekämpfte, im Parlament artige Komplimente zu sagen und selig zu lächeln, wenn er nach langer Ungnade wieder einmal an den Hof geladen wurde. Er wagte sich in das dichteste Gewühl des Kampfes, setzte für seine ehrliche Ueberzeugung die ganze Persönlichkeit ein und ertrug die Pfeile und Schleudern der Gegner mit der Gelassenheit einer behaglich im ruhigen Gleichmaß aller Organe sich des Lebens freuenden gesunden Natur. In dem wüsten Interessenkampf gegen den Bund der Landwirthe schien — und scheint noch heute — den in ihrem Profitrecht bedrohten Feinden der gemeinste Marodeurkniff erlaubt; und der Hagel der Schmutzgeschosse suchte als Hauptziel stets natürlich die behäbige Gestalt Bertholds von Bloch. Ein Mann mit empfindlichen Nerven wäre in diesem Treiben dem Zorn oder dem Elend erlegen; Bloch trug Alles, ohne sichtlich zu leiden, mit gutem Junferhumor. Er freute sich des Erfolges der jungen Organisation, der er die Stammtruppe des Bauernbundes zugeführt hatte, und sein Optimismus bewahrte ihn vor der Erkenntniß, daß die Stunde nicht mehr fern sei, wo es nöthig werden würde, zwischen dem mit tausend Jasern an den Hof, das Heer und die Beamtenhierarchie geknüpften Adel und den unabhängigen Landwirthen zu wählen. Neigung und Temperament trieben ihn zur Vermittlerrolle und die klügeren Köpfe unter den Konservativen werden wissen, was sie seinem Einfluß zu danken haben; sie werden sich jetzt wahrscheinlich bemühen, den ostpreussischen Grafen Klinkowstroem, der im Reichstage manchem ehrgeizigen Wunsch älterer Führer den Weg sperren könnte, an seine Stelle zu setzen, aber bald vielleicht merken, daß der Bund ohne die Nuance Bloch nicht mehr die früheren Züge zeigt, nicht länger bereit ist, den ganzen Haß auf sich zu nehmen, den die rückständige Weltanschauung der preussischen Konservativen allen Bestrebungen der Agrarier im Reich zugezogen hat. Herr von Bloch machte den Eindruck eines harmlos glücklichen Menschen, der sich von seinem Gefühl führen ließ und keine Hemmungen, keine quälenden Bedenken kannte; er ist auch nach seinem Tode noch glücklich zu preisen, denn er hat die unausbleibliche Enttäuschung jedes politischen Führers nicht mehr erlebt und ihm blieb die schwere Entscheidung erspart, die selbst sein ruhiges Gemüth nicht ohne schmerzliche Zuckungen überdauert hätte.

Als Emile Zola am achtzehnten Juli den verfallenen Gerichtssaal verließ,

um die Berufung an den Cassationhof zu unterzeichnen, rief Herr Paul Déroulède, der ehrenwerthe, aber begrenzte Sänger des Chauvinismus, ihm zu: Zola hors de France! Der in die Politik verirrte Dichter hat diesen Rath am nächsten Morgen befolgt. Das Gericht hatte ihn im Kontumazialverfahren, das unsere Strafprozessordnung nicht kennt, zu einem Jahr Gefängniß und dreitausend Francs Geldstrafe verurtheilt; und er hat Frankreich verlassen, weil er die Zustellung des Urtheiles vermeiden und für die neue Schwurgerichtsverhandlung den Termin wählen wollte, der ihm passend scheint. Selbst unter seinen Freunden wagen die verständigeren nicht zu sagen, daß er gut berathen war, als er sich zu diesem Schritt entschloß. Der Franzose verzeiht Alles eher als den Schein der Freigheit; Boulanger ist daran zu Grunde gegangen und es wird Zola niemals gelingen, die Menge seiner Landsleute zu überzeugen, daß nicht die Furcht vor dem — für französische Schriftsteller doch recht behaglich eingerichteten — Gefängniß ihn aus dem Lande trieb. Mag die Dreyfuspresse durch alle fünf Erdtheile tuten, es handle sich nicht um eine Flucht, sondern um ein „prozessuales Mittel“: die böse Botschaft wird nirgends Glauben finden. Daß er ein prozessuales Mittel anwendet, kann auch der steckbrieflich verfolgte Dieb sagen, der sich dem Arm der Gerechtigkeit entzieht, oder der Sträfling, der verummumt aus dem Kerker bricht, um, wie er versichert, die Wiederaufnahme des Verfahrens zu betreiben. Mit solchen Phrasen fängt man heutzutage nur noch die Gimpel; und je größer die Sache ist, für die Einer zu kämpfen vorgiebt, desto kläglicher wirken die kleinen Advokatenkniffe, durch die er sie zu verschleppen sucht. Für unbefangene Beurtheiler liegt die Sache sehr einfach: Zola hat in einer fünfzehntägigen Gerichtsverhandlung nichts von Alledem, was er in seinem hochfahrenden Brief an den Präsidenten Faure behauptet hatte, zu beweisen vermocht. Er kann auch jetzt noch nichts davon beweisen, schimpft, obwohl seinen Beweisaufnahmeanträgen in Paris ein Spielraum gewährt wurde, der in Deutschland undenkbar wäre, im Ton der getränkten Unschuld über angebliche Rechtsverweigerung und bemüht sich, das Verfahren so lange wie möglich hinauszuziehen; vielleicht, so hofft er, schafft irgend ein Zufall ihm endlich die Beweise, die er nicht hat und doch braucht. Inzwischen schreibt er Offene Briefe im schlechtesten Stil des von ihm Jahrzehnte lang verhöhten Victor Hugo und erklärt alle Minister, Méline und Hanotaux so gut wie Brisson, Cabotignac und Sarrien, alle Generale, Boisdeffre, Mercier, Pellieux und Gonse, alle Richter, Delegorgue und Péribier, für Schufte und schändliche Rechtsbrecher; engelwein erscheinen ihm nur die Herren Reinach und Clémentau, die Waisenfreunde und Kostgänger der auch früher schon von Zola mit heiligem Feueereifer vertheidigten Panamisten. Von Patriotismus kann bei diesem gewissenlosen, nur durch die unerfättliche Großmannosucht des intellectuel erklärbaren Treiben nicht die Rede sein; aber der Italienerproß und Europäer Zola ist ja nicht verpflichtet, ein französischer Patriot zu sein. Nur sollte er wenigstens den Muth seiner Meinung haben. Er hat das Kriegsgericht, das den Epipelmajor Esterhazy freisprach, klipp und klar der Schimpflichsten, von den Vorgesetzten kommandirten Rechtsbeugung beschuldigt und sich nicht geschämt, jetzt vor Gericht zu erklären, nichts habe ihm ferner gelegen als die Absicht, diese Offiziere zu beleidigen, für die er — man höre! — die höchste Achtung empfinde. Da man den großen Epiker nicht gern für einen Feigling halten möchte, fragt man sich, angesichts dieser jämmerlichen Haltung, ob man ihn für seine Reden und Thaten noch verantwortlich machen darf. In den deutschen Filialen der Dreyfuspresse wird er trotzdem natürlich ein Held ohne

Furcht und Tadel genannt. Zwar hat er in seiner vorläufig letzten und lächerlichsten Epistel Deutschland als *notre ennemi*, Rußland als *notre grand ami* bezeichnet, — that nichts: er tritt für Alfred Dreyfus ein und Alfred Dreyfus muß gerettet werden, selbst um den Preis eines furchtbaren, Europa zerrüttenden Krieges. Ueber die jedem Blick sichtbaren Justizgräuel, die wir eben erst in Italien, Spanien und in dem magyarischen Barbarenlande erlebt haben, wird kein armes Wörtchen geklüstert; für die noch durch nichts bewiesene Unschuld des Herrn Dreyfus aber wird Kapital und Presse mobil gemacht. Es wird leider nächstens ja wieder nöthig sein, über die erste Geschichte und die Gefahren, die sie bei fortdauernd ungegeschickter Behandlung dem europäischen Frieden heraufzuführen kann, ausführlich zu sprechen. Einstweilen möchte man wenigstens hoffen, daß Zolas Rolle in diesem Handel ausgespielt ist. Vielleicht finden die schlauen Syndikatsleiter, die ihn so lange als Werkzeug benutzten, er habe nun seine Arbeit als Renommirchrift gethan, und gaben ihm deshalb den Rath, dessen Befolgung der Züchtling bald wohl bereuen wird.

Nachdem früher schon einzelne Eisenbahn-Direktionen, von deren dreisten, im Klippshülerstil zurechtgestämperten Schmäherlassen hier erzählt wurde, sich bemüht hatten, die ihnen verhaßte „Zukunft“ aus den Bahnhofsbuchhandlungen zu vertreiben, hat jetzt das preußische Eisenbahnministerium den Verkauf der „Zukunft“ auf allen ihm unterstellten Bahnhöfen verboten. Da, trotz allen Tracasserien, im Jahr ungefähr dreißigtausend Exemplare der Wochenschrift auf preußischen Bahnhöfen verkauft wurden — eher mehr als weniger —, so handelt es sich bei diesem durch nichts gerechtfertigten, der struppelosesten Willkür entsprungenen Ufas nicht um eine Kleinigkeit. Wichtigere aber als die Schädigung eines Privatmannes ist der plumpe Eingriff in die Gewerbe-freiheit der Buchhändler und die Thatfache, daß eine königlich preussische Behörde es für erlaubt und anständig hält, nach allen Regeln der irischen Kunst einen Boykott über ein Blatt zu verhängen, das sie durch wirtschaftliche Schädigung zur Zügsamkeit zwingen möchte. Der betrübende Versuch wird mißlingen; wenn aber Leute, wie die Herren von Miquel, von Bülow und Graf Posadowsky, die sich gern für halbwegs moderne Menschen ausgeben möchten, neben sich einen Kollegen dulden, der seiner Herrlichkeit gestattet glaubt, was an sozialdemokratischen Arbeitern als eine Mißthat mit Gefängniß bestraft wird, dann wird es nöthig werden, ihnen so laut die Meinung zu sagen, daß sie, durch die dicksten Mauern morscher Ministerpaläste, ihre excellenten Ohren erreicht. Außer der „Zukunft“, die der jetzige preussische Ministerpräsident, als er noch in Straßburg Statthalter war, nicht genug rühmen konnte — er pflegte seinen Intimen ganze Seiten aus den Artikeln des Herausgebers vorzulesen — und die ein noch höherer Herr neulich erst vor preussischen Offizieren ein „riesig interessantes Blatt“ genannt haben soll, ist auch der „Simplicissimus“, zur Strafe für die Reisterfäziren Heines, und eine neue illustrierte Zeitschrift, „Das Karrenschiff“, auf den Index gesetzt worden. Den Gefährten, die sich beim Anblick einer mit solchen Mitteln wirtschaftenden Regierung regen, kann man, bei der Lage unserer Strafrechtsproziß, nicht den allein entsprechenden Ausdruck geben; sie sind von Haß weit entfernt. Die guten Herren sollen in ihrer Gottähnlichkeit deshalb aber nicht glauben, daß sie solche Sultanatsitten unangefochten einführen dürfen.